
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

Oktober 10/2021

73. Jahrgang

Aus dem Inhalt

Klaus Vellguth

**„Lasst uns nicht müde werden, das Gute zu tun“
(Gal 6,9)**

Kampagne zum Sonntag der Weltmission fokussiert Nigeria

Jan-Christoph Horn

Schieflagen – Perspektiven auf die Kirche

Dieter Emeis

Missbrauchter Katechismus

PASTORALBLATT

Inhaltsverzeichnis

Georg Lauscher Zeichen, nicht Mauer	290
Klaus Vellguth „Lasst uns nicht müde werden, das Gute zu tun“ (Gal 6,9) Kampagne zum Sonntag der Weltmission fokussiert Nigeria	291
Ralf Miggelbrink Theologisches Nachdenken über sexuellen Missbrauch in der Kirche	296
Felix Evers „... sondern gestalten“ Warum ich am 10. Mai 1997 Priester und nicht Manager geworden bin	301
Jan-Christoph Horn Schieflagen – Perspektiven auf die Kirche	309
Dieter Emeis Missbrauchter Katechismus	313
Leserbriefe	315
Rezensionen Tobias Faix, Tobias Künkler (Hrsg.): Handbuch Transformation Michael Gmelch: Schickt die Bischöfe in die Wüste! Joachim Kardinal Meisner: Wer sich anpasst, kann gleich einpacken	285



Liebe Leserinnen und Leser,

„Positionen“ – so kann man dieses Mal das Pastoralblatt überschreiben.

Lediglich der Eingangsartikel steht für sich. In mittlerweile guter Tradition führt **Prof. Dr. Dr. Klaus Vellguth**, Professor für Missionswissenschaft und Direktor des Instituts für Missionswissenschaft (IMW) an der Phil.-Theol. Hochschule Vallendar, in die politische und religiöse Situation des Landes Nigeria ein, das in diesem Monat im Mittelpunkt des Sonntags der Weltmission steht. Zugleich nutzt er die Gelegenheit, die Geschichte dieses besonderen Sonntags vorzustellen, der seit 95 Jahren den Blick auf die Weltmission lenkt.

Prof. Dr. Ralf Miggelbrink, Ordinarius für Systematische Theologie an der Universität Duisburg–Essen, eröffnet den Reigen der Positionsbestimmungen in dieser Oktoberausgabe. Wie reagieren auf die institutionelle Begünstigung sexueller Gewalt in der Kirche? Der Autor spricht sich für eine „kirchliche Kultur der Freude an der freien Selbstbestimmung“ aus. Sie, die Selbstbestimmung – gerade und besonders hinsichtlich der eigenen Sexualität –, ist das strafgesetzlich zentral geschützte Rechtsgut. Dass Kirche sich mit dieser Sichtweise eher schwertut, könnte erklären, warum Straftaten im sexuellen Missbrauchsbereich bislang nicht als solche angesehen, sondern im Blick auf die Täter unter den Aspekten Zölibatsbruch oder Unkeuschheit betrachtet wurden.

In weiterer Perspektive schaut **Pfr. Felix Evers** aus Hamburg-Billstedt auf die Gegenwart der Kirche. Er positioniert sich mit einem sehr persönlichen Zeugnis, in dem er Rechenschaft über seine Berufung zum Priesterdasein gibt als „Freudenbote“, der nicht länger das sein möchte, was sich derzeit eher für Priester als Aufgabe aufzudrängen scheint: „Nachlassverwalter“.

Damit ergänzt sich wunderbar das Zeugnis eines „Laien“, des Münsteraner **Pastoralreferenten Jan-Christoph Horn**, der zugleich als systemischer Organisationsberater und Gemeindeentwickler unterwegs ist. Inspiriert von einer Kunstinstallation benennt er aus seiner Sicht „Schieflagen“ der Kirche, um zu dem jesajanisch inspirierten Schluss zu gelangen: „Was schief ist, soll gerade werden. Na, dann bewege deinen Kopf.“

Und schließlich ist auch des emeritierten Ordinarius für Pastoraltheologie und Katechetik an der Universität Münster **Prof. Dr. Dieter Emeis'** Beitrag eine deutliche Positionierung: gegen einen „Missbrauch“ des Weltkatechismus für Zwecke, für die er aus seiner Sicht nie gedacht war.

Mögen die Artikel zu Diskussionen in Ihrem Pastoralteam oder mit den Menschen aus Ihrer Gemeinde anregen und helfen, eigene Positionierungen zu finden und vernünftig vertreten zu können.

Es grüßt Sie herzlich in den Marienmonat Oktober

Ihr

Gunther Fleischer

Impuls

Georg Lauscher

Zeichen, nicht Mauer

Vom Benediktinermönch Bede Griffith, einem Grenzgänger zwischen Kulturen und Religionen, lese ich: „So ist die Kirche selbst das große sakramentale Mysterium. Ihre Hierarchie, ihre Sakramente, ihre Dogmen sind nichts als Zeichen und Instrumente, mittels derer sich das göttliche Geheimnis der Menschheit offenbart. Wenn wir beim Zeichen stehenbleiben, wird es zur Mauer, die uns von der Wahrheit trennt. Treten wir jedoch durch das Tor des Glaubens in den Bereich innerhalb der Mauer, so entdecken wir die Stadt Gottes.“ Ich halte inne: „Wenn ich beim Zeichen stehenbleibe, wird es zur Mauer, die mich von der Wahrheit trennt.“ Mir scheint, der Mönch berührt hier eine Wunde, einen offen liegenden Nerv unserer kirchlichen Praxis.

Oft denke ich darüber nach, was Jesus genau meinte, als er beim Abendmahl sagte: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ Gewiss bezog er dies auf das soeben Geschehene, seine Worte, seine Handlung. Aber meinte Er nur dies? Geht es Jesus in der Hauptsache darum, dass wir den Ritus der Eucharistie zu seinem Gedächtnis vollziehen? Wenn ich auf Ihn und seine Lebenshingabe schaue, bin ich gewiss: Dies wäre eine Verharmlosung, eine Sterilisierung seines Herzensanliegens. Er wollte wesentlich mehr als einen neuen bzw. veränderten Ritus einführen. Es ging um *Ihn*, seinen Weg, seine Wahrheit, sein Leben: „Das ist mein Leib, mein Blut für euch! *Tut dies, lebt so* zu meinem Gedächtnis!“ Es ging Ihm darum, dass wir die Zuschauerrolle verlassen und es Ihm

nachzutun und dies leben: ein „Das ist mein Leib-Leben“! Der Ritus soll genau dazu dienen: die Eucharistie zu leben, eucharistisch zu leben. Dies fordert mich ganz ein, meine Person, mein ganzes Sein und Haben. „Treten wir durch das Tor des Glaubens in den Bereich innerhalb der Mauer, so entdecken wir die Stadt Gottes.“ Das ist es, worum es Jesus, soweit ich Ihn verstehe, geht. Es geht Ihm um *die Liturgie des gelebten Lebens*. Es geht Ihm um *die fortwährende Kommunion* zwischen Ihm und uns. Dies ist sein entscheidendes Anliegen. Die eucharistische Spiritualität der orthodoxen Kirchen versteht es so: Eucharistie und Kommunion in der Liturgie münden in die fortwährende Eucharistie und die fortwährende Kommunion im Alltag.

Wenn ich mich recht erinnere, war es Karl Rahner, der es einmal so zuspitzte: Die Eucharistie radikal ernstnehmend genügte es, sie einmal zu feiern und zu empfangen, um ein ganzes Leben lang aus ihr zu leben. Doch dies können wir Menschen nicht. Wir brauchen die erinnernde, vertiefende, uns prägende Wiederholung. Und über eine christologische Verengung hinaus gilt: „Diese Wirklichkeit ist uns auch ohne Zeichen in ihrem Sein an sich dank der Gabe des Heiligen Geistes gegenwärtig. So ist die primäre Weise der Gegenwart Christi unter seinen Jüngern diejenige der Einwohnung des Heiligen Geistes in ihnen ... Ich zelebriere täglich die Messe und Christus steht sehr wohl im Zentrum meines Lebens, aber beides führt mich zu einer kontemplativen Erfahrung jenseits aller sakramentalen Zeichen.“ (Bede Griffith) So kommuniziere ich alltäglich mit Gott in seiner Welt.

Klaus Vellguth

„Lasst uns nicht müde werden, das Gute zu tun“ (Gal 6,9)

Kampagne zum Sonntag der Weltmission
fokussiert Nigeria

Als größte Solidaritätsaktion der Katholiken weltweit kann der Sonntag der Weltmission bezeichnet werden, den Papst Pius XI. am 14. Juni 1926 auf Vorschlag des obersten Rats der Päpstlichen Missionswerke eingesetzt hat. In Deutschland findet der Sonntag der Weltmission traditionell am vierten Sonntag im Oktober (in diesem Jahr fällt dieser auf den 27. Oktober) statt. Die Kampagne zum Sonntag der Weltmission steht dabei unter dem Motto „Lasst uns nicht müde werden, das Gute zu tun“ (Gal 6,9).

Im Jahr 1926 promulgierte Papst Pius XI. sein Motu proprio „Romanorum pontificium“. Damit war der Grundstein für den Weltmissionssonntag gelegt. Pius X. beauftragte seinerzeit die Päpstlichen Missionswerke, diesen inhaltlich zu gestalten und weltweit am vorletzten Sonntag im Oktober eine Kollekte für die Weltmission durchzuführen.¹ Mit seiner Initiative reagierte Pius XI. auf die Kritik, dass – insbesondere durch die Orden und Missionsinstitute – unkoordiniert für das Anliegen der Mission geworben und gesammelt wurde.

Diese „missionarische Heterogenität“ war letztlich das Resultat zahlreicher Initiativen, die insbesondere im 19. Jahrhundert gestartet wurden, um das missionarische Engagement der Kirche in Afrika, Asien

und Lateinamerika zu fördern. Diese zahlreichen „Graswurzel-Initiativen“ hatten zu einer unübersichtlichen Vielfalt und mitunter sogar zu einer Konkurrenzsituation unter den Missionsbewegungen geführt und bedurften nun einer Ordnung. In seinem Motu proprio „Romanorum pontificium“ reagierte Papst Pius XI. auf die geäußerte Kritik, in dem er dem Missionswesen weltweit ein neues Ordnungsprinzip gab.

Zentral war dabei seine Entscheidung, den „Verein der Glaubensverbreitung“, der auf die Initiative der französischen Industriellentochter Paulin Jaricot aus dem Jahr 1922 zurückgeht, in den päpstlichen Stand zu erheben und der Kongregation „Propaganda Fide“ (heute: Kongregation für die Evangelisierung der Völker) zu unterstellen. Dieses Werk der Glaubensverbreitung sollte „katholisch und universal, ausgedehnt auf alle Missionen“ sein. Pius XI. betonte die besondere Bedeutung dieses neuen Vereins als er schrieb: „Das Werk der Glaubensverbreitung, in der Tat von allen Missionswerken das erste, muss vom christlichen Volk mit einer solchen Freigebigkeit unterstützt werden, dass es den verschiedenen Bedürfnissen der bestehenden und noch kommenden Missionen ganz genügen kann.“² Mit seinem Motu proprio hat Papst Pius XI. den „Verein der Glaubensverbreitung“ zu einer weltweiten Bewegung gemacht, um die zahlreichen Missionsaktivitäten zu bündeln, Qualitätsstandards für das missionarische Wirken in der Weltkirche zu formulieren und eine gemeinsame Strategie für die eingeworbenen Gelder zu entwickeln. Aus diesem Verein der Glaubensverbreitung ging in Deutschland im Jahr 1973 das Internationale Katholische Missionswerk missio hervor.³

Sonntag der Weltmission

Eine wesentliche Neuerung, die Papst Pius XI. anregte, war der Sonntag der Weltmission. Die Einführung des Sonntags der Weltmission kann als eine seinerzeit not-

wendige Maßnahme gegen Nationalismus, Partikularismus und Konkurrenz in der Missionsarbeit gesehen werden. Unter dem Motto „Wir dürfen nicht dieser oder jener Mission helfen, sondern allen Missionen der Welt“ sollten die missionarischen Initiativen in der Weltkirche koordiniert und optimiert werden. Rückblickend schreibt der Missionswissenschaftler Othmar Noggler, der Papst habe damals einen „Schlussstrich unter eine lange Epoche, in der der Kirche ihre Verantwortung für die Evangelisierung der Völker zusehends aus den Händen geglitten war“⁴ gesetzt. Mit dem apostolischen Schreiben „Romanorum pontificium“ sollten insbesondere – es wurde ja in der Zeit eines noch nicht überwundenen Kolonialismus verfasst – nationalen Interessen und den spätestens seit dem 19. Jahrhundert damit verbundenen Ambitionen zahlreicher missionierender Orden entgegengetreten werden.

Aus dieser päpstlichen Neuordnung hat sich inzwischen die größte Solidaritätsaktion der Katholiken weltweit entwickelt. Heute wird am Weltmissions-Sonntag in allen 2.956 Diözesen der Weltkirche eine Kollekte durchgeführt. Mit den Geldern, über deren Verwendung die Nationaldirektoren der Päpstlichen Missionswerke im Rahmen einer jährlichen Zusammenkunft gemeinsam entscheiden, werden die ärmsten Diözesen der Welt „bei deren Einsatz zur Verkündigung Christi unter allen Völkern“ (Benedikt XVI.) unterstützt. Beispielhaft ist dabei das egalitäre Entscheidungsprinzip bei der Mittelvergabe. Unabhängig von der Höhe des Betrags, den eine Ortskirche jeweils im Rahmen der Kollekte am Weltmissionssonntag zur Verfügung stellt, besitzt jeder Nationaldirektor bei der Entscheidung über die Mittelvergabe eine Stimme. Ob arm oder reich, ob Vertreter einer traditionsreichen Ortskirche in Europa oder jungen Ortskirche in Ozeanien – die Stimme jedes Nationaldirektors zählt gleichermaßen. So wird in einer weltweiten Kollegialität auf Augenhöhe entschieden, welche Diözesen bzw. welches Projekt

der Weltkirche mit den Kollektengeldern des Weltmissionssonntags gefördert werden soll. Ein „Fest der Katholizität und universalen Solidarität“ hat Papst Johannes Paul II. den Weltmissionssonntag in den im Jahr 1980 von ihm erlassenen Statuten der Päpstlichen Missionswerke bezeichnet.

In Deutschland organisieren die beiden missio-Hilfswerke in Aachen und München jährlich die bundesweite Kampagne zum Sonntag der Weltmission. Das Schicksal der Menschen in Nigeria steht in diesem Jahr im Mittelpunkt der Kampagne mit dem Slogan „Lasst uns nicht müde werden, das Gute zu tun“ (Gal 6,9). Das Wort, das Paulus an die Gemeinden in Galatien schrieb, ist das Leitwort zum Monat der Weltmission 2021. Lasst uns Gutes tun: damals wie heute die Aufforderung zu einem Leben in Geschwisterlichkeit. Es gehört Mut dazu, auf Menschen zuzugehen und Brücken zu bauen. Die Kampagne der beiden Missionswerke in Aachen und München zeigt am Beispiel der Christinnen und Christen in Nigeria, was möglich ist, wenn Menschen aus diesem Geist heraus handeln.

Nigeria im Fokus des Weltmissions-Sonntags

Im Fokus der Kampagne zum Sonntag der Weltmission steht im Jahr 2021 der westafrikanische Vielvölkerstaat, der sich aus über 400 Völkern zusammensetzt und mit 144 Millionen Einwohnern der bevölkerungsreichste Staat Afrikas ist.⁵ Nigeria grenzt im Westen an Benin, im Norden an Niger und Tschad sowie im Osten an Kamerun. Geprägt ist die soziale Situation des Landes durch extreme Armut. Die durchschnittliche Lebenserwartung beträgt 45 Jahre. Innerhalb der von den Briten gezogenen Grenzen gibt es eine erstaunliche Vielfalt von ethnischen Gruppen, die 248 verschiedene Sprachen sprechen.⁶ Die Mehrzahl der Nigerianer gehört drei großen ethnischen Gruppen an: den Hausa, Igbo und Yoruba. Aufgrund der ethnischen Heterogenität

des Landes wird Nigeria oftmals auch als ein Land bezeichnet, das sich aus zahlreichen Nationen zusammensetzt und seinen Weg zur Einheit erst noch finden muss. So schreibt der anglikanische Bischof von Akure, Emmanuel Gbonigi, mit Blick auf seine Heimat: „Wir sind keine Nation. Nigeria ist keine Nation. Es ist ein Staat, der sich aus mehreren Nationen zusammensetzt. Yoruba ist eine Nation. Hausa ist eine Nation. Fulani ist eine Nation. Gwari ist eine Nation. Edo ist eine Nation. Igbo ist eine Nation - es gibt so viele Nationen! Aber wenn all diese Nationen zusammengefasst werden, so sind wir ein Staat, ein Staat, der sich aus vielen Nationen zusammensetzt.“⁷

Neben der ethnischen Heterogenität ist Nigeria auch von divergierenden religiösen Bekenntnissen der Bevölkerung geprägt. Valide Zahlen über die religiöse Zusammensetzung der nigerianischen Gesellschaft sind allerdings schwer zu ermitteln, da die religiöse und ethnische Zugehörigkeit der Bevölkerung schon seit Jahrzehnten nicht mehr im Rahmen offizieller Volkszählungen erhoben werden darf. Der letzte Zensus, der diese Angaben noch beinhaltete, wurde im Jahr 1963 durchgeführt. Damals betrug der Anteil der muslimischen Bevölkerung 47 und der der christlichen Bevölkerung 35 Prozent, wobei 18 Prozent anderen Religionen zugerechnet wurden. In aktuellen Schätzungen geht man davon aus, dass sich die Bevölkerungsverteilung zugunsten des Islam verschoben hat: Während der Anteil der Muslime auf 50 Prozent geschätzt wird, wird der Anteil der Christen mit 40 Prozent und der der Anhänger anderer Religionen mit zehn Prozent angegeben. Mehrheitlich sind die nigerianischen Muslime Sunniten (über 70 Prozent). Die Schiiten leben hauptsächlich in der Sokoto-Region.

Die Menschen in dem westafrikanischen Land sind stark gezeichnet von der Coronapandemie. Armut und Jugendarbeitslosigkeit nähren Gewalt und religiösen Fundamentalismus. Entführungen und Anschläge säen Furcht und Misstrauen. Staatsversagen und eine schlechte Regierungsführung, die den Menschen keinerlei Sicherheit oder

Zukunftsaussichten bietet, sind ein Nährboden für religiösen Extremismus. Hinzu kommt der Missbrauch der Religion durch Politiker, die an Macht und Einfluss gewinnen und wirtschaftlich profitieren wollen. Die Instrumentalisierung von Religion und die Vermischung von Religion und Politik führt zu Spaltung, Misstrauen und letztlich Gewalt.

Der Terror von Boko Haram

Denn obwohl die meisten Nigerianer sich für ein friedliches Zusammenleben der verschiedenen Religionsgemeinschaften und Ethnien in ihrer Heimat einsetzen, breitet sich das Einflussgebiet von Boko Haram, einer in Nigeria entstandenen islamistischen terroristischen Gruppierung, aus.⁸ Wörtlich übersetzt bedeutet Boko Haram so viel wie „Westliche Bildung ist verboten“. Die islamistische Terrorgruppe setzt sich für die Einführung der Scharia ein und wendet sich zugleich gegen jede Form der Verwestlichung, die ihrer Ansicht nach einen negativen Einfluss auf islamische Werte ausübt. Die schädlichen westlichen Einflüsse betrachtet Boko Haram als wesentliche Ursache der in Nigeria grassierenden Korruption, auf die sie die Verarmung weite Teile der Bevölkerung des Landes zurückführt. Boko Haram unterhält enge Beziehungen zu den Taliban und machte erstmals im Jahr 2004 mit der Errichtung des Trainingslagers „Afghanistan“ an der Grenze Nigerias zum nördlichen Nachbarland Niger von sich reden. Nachdem sich die islamistische Bewegung zunächst auf vereinzelte Angriffe auf Polizeistationen und Militäranlagen konzentrierte, weitete sie nach dem Tod ihres Führers Ustaz Mohammed Yusuf im Jahr 2009 ihre Aktivitäten aus. So wurde Boko Haram für brutale Terroranschläge gegen Christen und Muslime in Nigeria sowie in den angrenzenden westafrikanischen Ländern bekannt. Eine internationale militärische Eingreiftruppe wurde im Jahr 2012 gebildet, um die im nigerianischen Grenzgebiet zu Kamerun und Tschad

operierende islamistische Gruppierung zu bekämpfen. Daher rief Nigerias damaliger Staatspräsident Goodluck Jonathan im Mai 2013 den Notstand für die nördlichen Bundesstaaten Borno, Yobe und Adamawa aus. Doch zunächst blieben alle nationalen und internationalen Bemühungen zur Befriedung des Landes erfolglos: Im Jahr 2014, dem vorläufigen Höhepunkt der islamistischen Gewaltexzesse, wurden 7.711 Tote bei den Anschlägen von Boko Haram gezählt; fast unbeachtet von der Weltöffentlichkeit rief Abubakar Shekau in den von Boko Haram kontrollierten Regionen im Nordosten Nigerias ein Kalifat aus. Aufsehen erregte schließlich die Entführung von 276 Schülerinnen der Government Secondary School in Chibok, einer Stadt im Bundesstaat Borno. Weltweit berichteten die Medien über die Massenentführung durch die Islamisten. Zahlreiche Politiker und Prominente engagierten sich seinerzeit in der in den Sozialen Medien gestarteten Kampagne #bringbackourgirls. Im Jahr 2015 wurde bekannt, dass sich Boko Haram formell der Terrormiliz „Islamischer Staat“ (IS) angeschlossen hat. Im gleichen Jahr konnte Boko Haram sein Einflussgebiet in Nigeria, aber auch über die Landesgrenzen hinweg nach Kamerun, Mali und in den Tschad ausweiten. Zahlreiche Städte in der nordnigerianischen Provinz Borno standen nicht mehr unter der Kontrolle der nigerianischen Zentralregierung in Abuja. Eine Wende trat erst im Jahr 2016 ein. Boko Haram musste Rückschläge hinnehmen. Auch wenn die Islamisten versuchten, vor allem die Bevölkerung in Nordnigeria weiterhin durch zahlreiche Bombenanschläge in Angst und Schrecken zu versetzen, konnte das Militär den Einflussbereich der Terrorgruppe erfolgreich zurückdrängen. Zuletzt versuchte Boko Haram vor allem durch Selbstmordattentate entführter Mädchen, die unter Drogeneinfluss gesetzt worden waren, die Sicherheitslage in Nigeria zu destabilisieren. Trotz dieses perfiden Vorgehens setzte die Zentralregierung die Verhandlungen mit Boko Haram fort und konnte im Mai 2017 die Freilassung von

82 entführten Schülerinnen erreichen – im Austausch gegen inhaftierte Islamisten. Doch der eingeschlagene Verhandlungsweg konnte den islamistischen Terror bislang nicht eindämmen. Im Juli 2017 griff Boko Haram den schwer bewachten Konvoi eines Erdölprospektoren-Teams der Universität von Maiduguri an. Mindestens 45 Menschen wurden bei diesem Anschlag getötet. Ähnlich wie bei der Bewegung des sogenannten „Islamischen Staats“ handelt es sich bei Boko Haram um eine fundamentalistische religiöse Gruppierung, die von ihren Anhängern eine bedingungslose Anerkennung der Lehre und eine ebenso unbedingte Befolgung der moralischen Vorschriften verlangt. Als fundamentalistische Bewegung lehnt Boko Haram jeglichen gesellschaftlichen Pluralismus mit seinen differenzierten und vielfältigen Lebenswelten ab und fordert stattdessen eine absolute Treue zum islamistischen Bekenntnis. Ein Abweichen von der „wahren Lehre“ wird nicht akzeptiert, religiöser Ungehorsam wird mit allen Mitteln sanktioniert. Auch wenn Boko Haram als eine islamistische Gruppierung betrachtet wird, führen Beobachter der Situation in Westafrika die Entstehung von Boko Haram primär auf die herrschende Armut, die mangelnde Bildung, die im politischen Establishment um sich greifende Korruption sowie auf die wirtschaftliche Perspektivlosigkeit breiter Kreise der Bevölkerung zurück. Die Religiosität der Bevölkerung wird auch in Nigeria instrumentalisiert, wenn fundamentalistische Gruppierungen wie Boko Haram versuchen, mit einer religiös kodierten Machtrhetorik aus dem Versagen des Staates sowie aus dem Fehlen einer verbindenden nationalen Identität Kapital zu schlagen. Über zwei Millionen Menschen sind allein in Nordnigeria, Kamerun, Tschad und Niger auf der Flucht vor den radikalislamischen Milizen von Boko Haram. Besonders betroffen vom Terror der Islamisten ist Maiduguri. Die nordnigerianische Stadt galt lange Zeit als Hochburg der islamistischen Bewegung, und so haben viele Familien in den vergangenen Jahren die Region verlassen, um sich

vor den Terroranschlägen der Islamisten in Sicherheit zu bringen. Um den von Boko Haram vertriebenen Familien zu helfen, hat die Diözese Maiduguri – mit finanzieller Unterstützung aus Deutschland – ein Hilfsprojekt gestartet und kümmert sich um 700 Frauen, Männer und Kinder, die vor den Terrormilizen geflohen sind. Das internationale Katholische Missionswerk *missio* fördert die Aktivitäten der Diözese Maiduguri, um Familien auf der Flucht vor Boko Haram zu helfen.

Kirche als Ferment des Friedens

Doch auch wenn Islamisten versuchen, die von ihnen ausgehende Gewalt religiös zu legitimieren, sind es weniger religiöse Gegensätze als vielmehr Konflikte um den Zugang zu wirtschaftlichen Ressourcen, soziale Partizipation und politische Macht, die zu den gesellschaftlichen Spannungen in Nigeria führen. Der Blick auf die religiöse und soziale Situation im Land zeigt: Religion kann in einem Vielvölkerstaat wie Nigeria zur Verschleierung gesellschaftlicher Konflikte und zur Radikalisierung der Bevölkerung missbraucht werden.⁹ Die Religiosität der Bevölkerung stellt aber auch eine Chance zur Befriedung dieses heterogenen Landes dar. „Es hängt im Großen und Ganzen vom sozioökonomischen und politischen Kontext ab, in welche Formen der gesellschaftlichen Praxis apokalyptische Vorstellungen transformiert werden. Sie enthalten ein dynamisches Mobilisierungspotential, das zur politischen Radikalisierung führen kann – oder aber auch zu einer Spiritualisierung und Verinnerlichung, die vielleicht sogar entscheidende Impulse zur Überwindung verfahrenerer innergesellschaftlicher Konflikte zu geben vermögen.“¹⁰

Umso wichtiger sind Initiativen, die zu einer Annäherung der Religionen führen. George Ehusani, langjähriger Leiter des Sekretariats der nigerianischen Bischofskonferenz, erkennt im interreligiösen Dialog in Nigeria ein friedenschaffendes Poten-

tial. Dabei wendet er sich vor allem an die Verantwortlichen in der katholischen Kirche und betont: „Mit Blick auf die zweite Afrika-Synode sollte die nigerianische Kirche sich mit dem Vorschlag, Vergebung zu leben, an alle Nigerianer wenden. Die Kirche muss Vorreiter sein im Friedensprozess und beim Neuaufbau unserer Nation. Jeder Christ in Nigeria sollte Unterstützung dabei erfahren, diese Verantwortung mitzutragen; so werden wir die Last der alten Antipathien, Spaltungen und Gewalttätigkeiten überwinden. Kirchenführer könnten hierfür Mechanismen schaffen und Wegmarken setzen; dann werden all die verschiedenen Völker in Nigeria erkennen, dass uns unsere Geschichte zusammengebracht hat als eine Familie mit einem gemeinsamen Schicksal: Wir haben die Rahmenbedingungen zu schaffen für ein gemeinsames Leben und Arbeiten in Frieden. Als notwendiges gutes Beispiel muss es auch innerhalb der Kirche gelingen, Gerechtigkeit walten zu lassen. Die Kirchenführer müssen ihre Führungsaufgabe verantwortungsbewusst wahrnehmen, sie müssen jede Form von Vetternwirtschaft und ethnischer Engstirnigkeit meiden. Die Werte und Ideale, die sie predigen, müssen in ihren Taten sichtbar sein. So werden sie zum Geburtshelfer für ein gerechteres und friedvolleres Nigeria.“¹¹

Kampagne zum Monat der Weltmission 2021

Die katholische Kirche in Nigeria zeigt im Alltag, dass Gottes Liebe allen Menschen gilt. Angehörige verschiedener Religionen arbeiten in den von *missio* geförderten Projekten zusammen, von denen Menschen unabhängig von ihrer religiösen Zugehörigkeit profitieren. Die aufrichtigen Zeichen gegenseitiger Wertschätzung stärken das Vertrauen ineinander und legen ein Fundament für Freundschaft über die Grenzen der Religion hinaus. Die *missio*-Projektpartnerinnen und -partner aus Nigeria werden im Rahmen der diesjähri-

gen Kampagne im Oktober, dem Monat der Weltmission, von der Situation der Christen in ihrer Heimat berichten. Die bundesweite Eröffnung des Monats der Weltmission findet am Sonntag, 3. Oktober, in Essen statt.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Bader, Dietmar, Stichwort „Weltmissionssonntag“, in: LThK, Bd. 7, Freiburg/Basel/Wien 2001, 1079–1080.
- 2 AAS 18, 1926, 71f.
- 3 Vgl. Höller, Karl, *missio – Blick in die Geschichte einer Bewegung*, in: Fürstenberg, Gregor/Icking, Irmgard/Schalück, Hermann/Vellguth, Klaus (Hg.), *glauben.leben.geben. 175 Jahre missio*. Freiburg 2006.
- 4 Noggler, Othmar, *Brüderlichkeit statt Nationalismus*. Vor 60 Jahren setzte Pius XI. den Sonntag der Weltmission ein, in: KNA – Katholische Korrespondenz 37 vom 15. September 1986, Bonn 1986, 7.
- 5 Vgl. Vellguth, Klaus, *Armut und Religionskonflikt in Nigeria*, in: StdZ 134 (2009) 10, 698–704. Ders., *Wenn Religion als Vorwand dient*. Unruhen in Nigeria haben vielfältige Ursachen, in: *Heil und Heilung* 3/2009, 1213. Nwankwo, Linus Chukwudi, *WaZoBia. An Inculturated Interreligious Approach to Christian-Muslim Relationship in Nigeria: In the Light of Nostra Aetate*, Paderborn 2021. Olisaemeka, Lotanna, *SocioCultural and Religious Conflicts and the Future of Nigeria. A Mission for the Local Church*. Münster 2016. Nwankwor, Hyacinth Ifeanyichukwu, *Religious Freedom. The Bed-Rock of National Integration in Nigeria*. Vallendar 2011.
- 6 Vgl. M. Chukwama, *Nigerian Politics and the Role of Religion*. Bonn 1985, 39.
- 7 E. Gbonigi, *The Interview with the Anglican Bishop of Akure Diocese in Nigeria*, in: *Daily Sun*, 31.12.2008.
- 8 Vgl. zum Folgenden Vellguth, Klaus, „Westliche Bildung ist verboten“. Der Terror von Boko Haram erschüttert Nigeria, in: *Deutsche Bischofskonferenz* (Hg.), *Solidarität mit verfolgten und bedrängten Christen in unserer Zeit: Nigeria* (Arbeitshilfe 295). Bonn 2017, 67.
- 9 Vgl. B. J. Soares, *Muslim-Christian Encounters in Africa*. Leiden 2006.
- 10 Hock, Klaus, *Die Allgegenwart des Religiösen: Religiosität in Nigeria*. In: Bertelsmann Stiftung (Hg.), *Woran glaubt die Welt? Analysen und Kommentare zum Religionsmonitor 2008*, 279–311, 303.
- 11 G. Ehusani, *Frieden u. Versöhnung in Nigeria*, in: *Selig, die Frieden stiften* (A. 7) 6.

Ralf Miggelbrink

Theologisches Nachdenken über sexuellen Missbrauch in der Kirche

Sexuelle Selbstbestimmung?

Betroffenheit bekunden, Opfer „entschädigen“, Vorsorge treffen mit diesem Dreischritt reagieren Kirchenleitungen auf die offenbar werdenden Missbrauchsvorfälle in der katholischen Kirche. Alle drei Schritte sind dabei durch eine sehr scharfe Distanzierung von den „Missbrauchstätern“ gekennzeichnet. Ein Münsteraner Ruhestandspriester im fortgeschrittenen Alter verliert seine kirchliche Beauftragung zum seelsorgerischen Dienst, weil er in einer Predigt Vergebung für Missbrauchstäter gefordert hatte und zieht sich eine sehr scharfe öffentliche Zurückweisung seines Bischofs zu. Vergebungsbereitschaft – eigentlich ein Merkmal des Christseins – wird in Bezug auf Missbrauchstäter inkriminiert! Dieser Rigorismus bei der Verdammung von Missbrauchstätern soll den jahrzehntelangen Laxismus, wie er jetzt beschämend offenbar wird, überwinden und vergessen machen.

Was fehlt, ist ein Begriff dessen, was unbeholfen „*Missbrauch*“ genannt wird und was neuerdings auch mit dem Begriff der *sexualisierten Gewalt* umschrieben wird. Ein Begriff aber ist für den vorbeugenden Umgang mit sexualisierter Gewalt unerlässlich. Das Strafrecht liefert einen klaren Begriff des geschützten Rechtsgutes mit seiner Überschrift über dem 13. Abschnitt des Strafgesetzbuches (§§ 174–184): „*Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung*“. Es geht also nicht um die kind-

liche Unschuld mit ihren traditionell damit assoziierten kultischen und religiösen Implikationen. Es geht weder um Keuschheit noch um Ehebruch, also nicht um den Zusammenhang, den wir kirchlich mit dem Sechsten Gebot verbinden.

Die Einsicht darin, dass das zentrale Rechtsgut des Strafrechts hinsichtlich der Sexualität die Selbstbestimmung ist, musste ab den Siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts erst wachsen. Damals nämlich hat die allgemeine Liberalisierung der gelebten Sexualethik auch die Tabuisierung des sexuellen Umgangs mit Kindern in Begründungsschwierigkeiten gestützt: War das entsprechende Bild des *unschuldigen Kindes* nicht durch die Erkenntnisse Freuds zum Kind als einem sexuellen Wesen wissenschaftlich widerlegt und sexueller Umgang mit Kindern so als natürlich legitimiert? Ließen sich nicht seit der Antike unzählige Beispiele finden für eine dem Heranwachsenden höchst wohltätige Knabenliebe der gereiften Männer? Damals setzte sich die FDP für die Entkriminalisierung des Sexualverkehrs mit Minderjährigen ein. Dass heute ein gesamtgesellschaftlicher Konsens darüber besteht, dass Sexualverkehr mit Kindern ein Verbrechen ist, war in den siebziger Jahren so nicht absehbar. Die Odenwaldschule in Oberhambach (gegründet 1910) war in den siebziger Jahren ein hochangesehenes Schulprojekt des verehrten Pädagogen Hartmut von Hentig, der öffentlich seine Sympathie für die antike Knabenliebe erklärte. In welchem Umfang in der Odenwaldschule Kinder dort missbraucht wurden, wurde erst ab 1999 zunehmend bekannt.

Wenn aber die *Selbstbestimmung* im Bereich der eigenen Sexualität das zentrale geschützte Rechtsgut der einschlägigen Strafbestimmungen des Strafgesetzes ist, dann wird verständlich, warum kirchliche Kreise sich mit dieser Systematisierung schwer tun: Ist Selbstbestimmung, also individuelle Freiheit, wirklich ein hinreichender Normierungsgrund für Sexualität? Ist die Freiheit der Selbstbestimmung im Sexualkontext nicht eher das Problem, das eine liberale De-

mokratie zu bekämpfen sich zugegebenermaßen schwertut? Fragen wie diese spiegeln sich in dem von Benedikt XVI. immer wieder vorgetragenen Verdacht, es sei kein spezifisch kirchlicher Nährboden gewesen, aus dem die Missbrauchspraxis in der katholischen Kirche erwachsen sei. Der Missbrauch sei im Gegenteil erwachsen aus der ab den Siebzigern allgegenwärtigen Dekonstruktion der katholischen Sexualethik und der damit verbundenen allgemeinen Libertinage, also gerade eben aus der Überbewertung der „Selbstbestimmung“. Es handle sich mithin im weiteren Sinne um ein Phänomen der Entkirchlichung. Wie aber passt dieses Argument zu der Erfahrung, dass Missbrauch offensichtlich tief mit konservativen Traditionsmilieus verwachsen ist? Auch zeigen die neueren Studien der Bistümer weltweit, dass es sich beim sexuellen Missbrauch mitnichten nur um ein Phänomen der sechziger Jahre handelt.

Selbstbestimmung!

Die Frage bleibt und ist bedrängend: *Was an der katholischen Kirche fördert Missbrauch?* Die juristische Definition von Missbrauch als *Missachtung der Selbstbestimmung* ist dabei im kirchlichen Milieu noch wenig realisiert worden. Das mag daran liegen, dass die katholische Kirche in Deutschland seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts zum Begriffsfeld „*Selbstbestimmung, Emanzipation, Freiheit*“ ein eher angespanntes Verhältnis hatte. Während in der staatlichen Schulgesetzgebung „Mündigkeit, Emanzipation und Selbstbestimmung“ zu Werten der obersten Normbegründung avancierten, galt kirchlich das emanzipierte Subjekt nicht als Ideal. Freiheit bedürfe der einsichtigen Leitung, welche die kirchliche Hierarchie zu leisten berufen und befähigt sei. Kirchlichkeit geht oft mit der Bereitschaft zum Selbstbestimmungsverzicht einher. Dass noch in den neunziger Jahren die theologische Begründung menschlicher Freiheit als Selbstbestimmung durch Thomas Pröpper eine so

überaus begeisterte Aufnahme in weiten Teilen der katholischen Theologie fand, verdeutlicht, wie unterentwickelt das Freiheitsbewusstsein in weiten Teilen der katholischen Kirche war. *Selbstbestimmung* galt bis zur Jahrtausendwende in Teilen der katholischen Kirche als ein moderner Götz. Geistliche Leitung, Gehorsam und Dienst standen diesem Ideal entgegen.

Mit dieser Fixierung allerdings bewegt sich die katholische Deutung weg vom gesellschaftlichen Konsens und der strafrechtlichen Subsumption: Der Normgrund für die Verurteilung sexueller Handlungen an Kindern und Jugendlichen ist der *Schutz ihrer Selbstbestimmung* und nicht die Bewahrung ihrer kultischen Reinheit oder kindlichen Unschuld. Dabei ist unbedeutend, wenn Kinder und Jugendliche durch ihr Entwicklungsniveau zur faktischen Selbstbestimmung nur eingeschränkt oder noch gar überhaupt nicht wirklich fähig sind. Ein empirischer Mangel an Selbstbestimmungsvermögen rechtfertigt nur eine solche Fremdbestimmung, die sich dienend der wachsenden Selbstbestimmung des Heranwachsenden unterordnet und keine ihr entgegenstehenden Folgen beabsichtigt. Darüber, dass sexuelle Kontakte zwischen Heranwachsenden und pädagogischen und seelsorgerischen Autoritäten der wachsenden Selbstbestimmung von Jugendlichen entgegenwirkten, konnte in den siebziger Jahren ein irriges Bewusstsein herrschen: Profitierten die Jugendlichen nicht vom bildenden Umgang mit den erfahrenen Männern und ihrem „freien“ Umgang mit Sexualität abseits „spießbürgerlicher Kirchlichkeit“? Ja, war nicht, wie Hartmut von Hentig damals wusste und sich dabei gar auf Platon selbst stützen konnte, die Knabenliebe einer der Geburtsorte der abendländischen pädagogischen Tradition? Heute ist überdeutlich erkennbar, wie nachhaltig freiheits- und entwicklungsbehindernd sich die Verführung Jugendlicher durch Erwachsene zu deren sexueller Befriedigung auswirkt, so dass über das Verbot sexueller Praktiken mit Kindern und Heranwachsenden auf der Grundlage der zu schützenden

und zu achtenden sexuellen Selbstbestimmung kein Verbotszweifel mehr bestehen kann. Die Beschwörung kultischer Reinheitsvorstellungen hilft gegen sexualisierte Gewalt in der Kirche nicht nur nicht weiter, sondern wirkt sich im Gegenteil sogar oft förderlich hinsichtlich der Stilisierung von Kindern zu Objekten der Begierde aus.

Mit der Norm der Selbstbestimmung aber hat die katholische Kirche traditionell Probleme, die es zu überwinden gilt, wo ihre Sexualethik das gegenwärtige gesellschaftliche Niveau erreichen soll. *„Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde“* – der Vers aus Schillers geschichtsphilosophischer „Elegie“ „Der Spaziergang“ von 1795 bringt sechs Jahre nach dem Sturm auf die Bastille die Ambivalenz des modernen Freiheits- und Selbstbestimmungsideals zum Ausdruck. Freiheit als Formalprinzip menschlichen Handelns wertet jede material gute Handlung eines Subjekts auf, das eben nicht aus äußerer oder innerer Nötigung gut handelt, sondern aus reiner Freude am Guten, anders gesagt: aus Liebe zu Gott. Zugleich aber baut das Freiheitsideal Handlungshemmnisse bei bösen Taten ab. Gegen die böse Tat steht in der Gesellschaft der Freiheit nur das Gewissen des einzelnen.

Warum handeln Menschen unter der Bedingung von Freiheit gut? Warum unterlassen sie böses Handeln? Warum sollten Menschen sich selbst frei dazu bestimmen, das Gute zu tun und das Böse zu unterlassen? Die im 18. Jahrhundert immer noch verbreitete Barockscholastik hielt der Freiheitseuphorie der Aufklärungsphilosophie die *Erbsündenlehre* entgegen: Wo die Freiheit herrschen soll, da herrscht das böse Begehren, das durch Gesetz und Zwang zu bannen ist. Die kirchliche Reaktion auf den Missbrauchsskandal folgt vielfach dieser Logik: Überwachung, Zwang und organisiertes Misstrauen sollen verhindern, was ist, aber nicht sein darf. So berechtigt derartige innerkirchliche *Notstandsmaßnahmen* auch sind, so sehr widerstreben sie der kirchlichen Berufung. So verständlich es ist, dass Kirchenleitungen alles daran zu setzen versuchen, weitere Missbrauchsfälle

durch Maßnahmen der Kontrolle und Überwachung zu unterbinden, so sehr sie solche Maßnahmen auch als ihre Verantwortung empfinden als Vorgesetzte und Arbeitgeber, der eigentliche Skandal besteht doch darin, dass in der Kirche solche Maßnahmen notwendig sind und alternativlos. Wie konnte das böse Begehren so weit eindringen in den Binnenbereich der Kirche?

Freude an der Freiheit

Böses durch Zwang und Regel zu vermeiden, ist nicht die spezifisch christliche Form des Umgangs mit der Sünde. Nicht die negative Motivation der Vermeidung des Bösen, sondern die positive Motivation der *Förderung des Guten* macht christliche Praxis ethisch und religiös kreativ. Wie verhängnisvoll wäre es, wenn die Erfahrung von Missbrauch die Freiheit des menschlichen Umgangs in der Kirche diskreditieren könnte? Wenn aber das positive Gut der Abwehr sexuellen Missbrauchs die sexuelle Selbstbestimmung ist, liegt dann ein Teil des katholischen Missbrauchsproblems in der innerkirchlich unterentwickelten Freude an der (sexuellen) Selbstbestimmung?

Die kirchliche Skepsis gegenüber der sexuellen Selbstbestimmung hat gute Gründe im kirchlichen Traditionswissen: Sexualität ist eine starke Antriebskraft, die nicht primär auf religiöse oder ethische Gegenstände zielt, sondern auf solche, die gesellschaftlich und kirchlich nur schwer in eine ethische und religiöse Lebensführung integrierbar sind. Aus diesem Grund ist über die Jahrhunderte in allen Religionen um alles Sexuelle ein *Schutzzaun der Gebote und Vorschriften* errichtet worden, aber eben auch eine *Schamwand*, hinter der unsichtbar wurde, was das sittlich-religiöse Selbstbild irritierte, aber eben doch da war. Was aber bleibt nach der Demontage dieses Schutzzauns durch die sexuelle Revolution in den westlichen Gesellschaften und ihren Kirchen? Bisweilen mag einen die Furcht befallen: Es blieb nur die Mauer der Scham, auf deren Abschirmungswirkung sich Miss-

brauchstäter verlassen konnten. Die Kirche hat es versäumt, sexualethisch positive Inhalte zu sozialisieren, so dass mit dem Wegfall negativer Handlungsbeschränkungen ab den sechziger Jahren so etwas wie eine kirchliche Libertinage entstehen konnte, abgeschirmt durch die Mauer der Scham.

Wenn der juristische Normierungsgrund für die Strafbarkeit sexueller Missbrauchsdelikte die sexuelle Selbstbestimmung ist, könnte das nicht Anlass sein darüber nachzudenken, wie Christen zur sexuellen Selbstbestimmung als einem positiven Wert stehen? Damit aber verschiebt sich die Problemstellung quer zur bisherigen kirchlichen Praxis, wo die Missbrauchserfahrung reflexhaft ein *Mehr an Kontrolle und Misstrauen* hervorgebracht hat. Versucht man durch den Einsatz von Kontrolle und Macht gegen innerkirchlichen Missbrauch nicht genau die Mittel in Anschlag zu bringen, derer sich Missbrauchstäter selbst bedienen? Verlagert man durch den vorrangigen Einsatz von Kontrolle und Macht den Kampf gegen den Missbrauch nicht in ein Feld, auf dem Missbrauchstäter einen entscheidenden Erfahrungsvorsprung haben, weil sie Meister darin sind, im heimlichen Raum Kontrolle und Macht über ihre Opfer auszuüben?

Wäre nicht statt eines institutionellen Kultes der Kontrolle und des Misstrauens die Förderung einer Kultur der Selbstbestimmung, der Freiheit, der Freude an der Andersartigkeit des anderen der mehrversprechende Weg aus den Verstrickungen der institutionellen Situation des Missbrauchs?

Sexuelle Gewalt zielt auf die Zerstörung der Freiheit des anderen. Macht und Herrschaft über andere werden von sexuellen Gewalttätern als lustvoll erlebt und angestrebt. Der Weg der Überwindung institutionell begünstigter sexueller Gewalt scheint deshalb notwendig ein Weg der Kultivierung und Förderung sexueller Selbstbestimmung zu sein. Gibt es aber eine kirchliche Kultur der Freude an der freien Selbstbestimmung? Oder sind kirchliche Milieus

oft geprägt durch ihr Bedürfnis, Menschen in vorgegebene Strukturen einzupassen, ihr Funktionieren sicherzustellen, sie zu überwachen? Gibt es eine innerkirchliche Freude an der Freiheit und Selbstbestimmung der anderen? Wie sollten Selbstbestimmung und Freiheit als begründender Normgrund gegen Delikte sexueller Gewalt anders kultiviert werden können als eben durch eine solche zustimmende Freude?

Gefallen an der Macht

Sexueller Missbrauch von Kindern und Jugendlichen wird von den Tätern auch deshalb als lustvoll empfunden, weil er mit der Erfahrung von Verfügungsmacht über den anderen verbunden ist. Wie lustvoll wird in kirchlichen Kontexten Macht über andere erlebt und organisiert? Möglicherweise gilt dies gerade da, wo bei der innerkirchlichen Suche nach potentiellen Missbrauchstätern unübersehbare Felder der Kontrolle und Macht erschlossen werden, auf denen die Ungeheuerlichkeit der in Rede stehenden Vorwürfe jede erdenkliche Maßnahme von Kontrolle und Überwachung legitimiert?

Freiheit wird möglich dadurch, dass ein Mensch vor die unendliche Weite Gottes gestellt ist, vor der alles Seiende überhaupt erst zum *Gegenstand* werden kann, an und mit dem ein Mensch handeln kann. Nur als dem *auf das Sein selbst* Eröffneten ergibt sich das Seiende dem Menschen als einzelnes und so Verfügbares. Im anderen Menschen aber trifft der Mensch auf die Wirklichkeit, die genau wie er selbst vor die unendliche Weite Gottes gestellt ist, um frei über sich verfügen zu können. Der Mensch steht vor der Wahl, den anderen als einzelnes Seiendes zu behandeln, ihn zu bewegen, ihn zu manipulieren, ihn zu benutzen oder -ganz anders- anzuerkennen, dass im Anderen wie im eigenen Selbst ein freies Subjekt zum Ganzen der Welt und zu Gott ein prinzipiell *freies* Verhältnis einnimmt, dem jeder freie Mensch die unbedingte Achtung schuldet, die er für sich selbst in Anspruch nimmt. Auch wenn

das konkrete, materiale Freiheitshandeln der Menschen einen bisweilen befremden oder ärgern mag, ja Abscheu erregen mag oder das Bewusstsein ihm widerstehen zu müssen, Freiheit als Formalprinzip verdient immer unbedingte Achtung. Man kann Menschen bitten, drängen, nötigen, zwingen und so ihre konkrete Freiheitstat beeinflussen. Die prinzipielle Fähigkeit über sich verfügen zu können, darf niemand berechtigterweise bekämpfen und unterdrücken. Menschen müssen frei finden können, wie sie sich selbst setzen wollen. Diese Selbstsuche kann durch Appelle und Vorschriften, durch Weisungen und Befehle beeinflusst werden. Niemals aber ist es legitim, die freie Selbstbestimmung selbst verhindern zu wollen. Wo die Fähigkeit, über sich selbst verfügen zu können, angegriffen wird, da wird ein Mensch in der Eigenschaft und Fähigkeit bedroht, die deren Dasein vor Gott betrifft.

Dass ausgerechnet im Inneren der Kirche solche Gewalttaten gegen die Freiheit des Menschen begangen wurden, ist tief beschämend und verstörend. Es deckt aber auch einen noch wenig thematisierten Zusammenhang auf: Wenn die hier angebotene Analyse stimmt, dann sind die Verbrechen gegen die sexuelle Selbstbestimmung im Raum der Kirche *nur eine Seite einer unzureichend entwickelten Kultur der Selbstbestimmung und des Respektes vor der Freiheit des Einzelnen*. Daraus ergäbe sich die Notwendigkeit einer Vertiefung des insbesondere theologischen Nachdenkens und Wissens über die Würde der individuellen Freiheit und den unbedingten Respekt davor. Das Ziel müsste dabei sein, funktionierende Sozialsysteme am Maßstab der individuellen Freiheit mutig auszurichten, statt durch Mechanismen der Manipulation und Nötigung Systeme funktionieren zu lassen. Der sexuelle Missbrauch deckt ein System der Ignoranz gegen individuelle Freiheit und ihre theologische Würde auf. Ihre Überwindung bietet die Chance, nicht nur sozialtechnologisch an der Vermeidung von Missbrauchstaten zu arbeiten, sondern an einer *neuen inn-*

erkirchlichen Mentalität der Freude an der konkreten Freiheit konkreter Menschen zu bauen. Freude an der konkreten Freiheit konkreter Menschen bedeutet auch die Chance, Menschen nicht unnötig in eine Heimlichkeit hineinzudrängen.

Der problematische Communio-Begriff

Freiheit als innerkirchlich akzeptierte, ja, wertgeschätzte Norm des Zusammenlebens kann innerkirchlich als problematisch empfunden werden. Werden wir noch „ein Herz und eine Seele“ sein können, wenn jeder den Strebungen seines eigenen Herzens folgt? Wird dann die kirchliche Liebesgemeinschaft nicht aufgelöst werden in eine Gesellschaft, in der jede und jeder nur den Regungen des eigenen Herzens folgt? Die ekklesiologische Idealisierung des *communio*-Begriffes hat die kirchliche Wertschätzung für die unvermeidliche und notwendige innerkirchliche Wertschätzung für die erstrangige Bedeutung der persönlichen Freiheit des einzelnen, über sich und die eigene Lebensgestaltung verfügen zu können, bisweilen verdrängt. Müssen wir unser individuelles Empfinden, Wünschen und Wollen nicht dem gemeinsamen Wollen unterordnen? Der Missbrauchsskandal zeigt die dramatische Gefährlichkeit solcher Überlegungen, die die Unvermeidlichkeit der Achtung vor der freien Selbstbestimmung des einzelnen in Frage stellen. Hier liegt ein entscheidender Punkt, mit der kirchlichen Umkehr zu beginnen. Die Lösung liegt mittelfristig nicht in einem Mehr an Zwang und Kontrolle, die genau der Mentalität entsprechen, aus der die Missbrauchstäter erwachsen sind. Die Lösung liegt in einer Erneuerung des Fühlens und Denkens im Sinne einer zu kultivierenden Freude an der freien Selbstbestimmung von Menschen, die nicht genötigt, gedrängt und gezwungen werden dürfen, sondern in denen Gott wirksam ist, da, wo sie sich frei Gott gegenüber verhalten können.

Felix Evers

„... sondern gestalten“

Warum ich am 10. Mai 1997 Priester und nicht Manager geworden bin

Danke, Theresia von Avila! So rufe ich gern aus. In meinen 50 Lebensjahren und fast 25 Berufungsjahren als Priester verdanke ich ihren Impulsen sehr viel, weil ich bereits meine Weiheexerziten 1996 im Karmelitenkloster Sankt Theresia in Birkenwerder an der Hand Pater Dr. Reinhard Körners verbringen und seitdem Jahr für Jahr mit hohem geistlichen Gewinn habe fortsetzen dürfen. Pater Körner, dessen spirituelle Handreichungen unzähligen Menschen aller Konfessionen und außerhalb von Kirche vielen Suchenden zur geistlichen Nahrung geworden sind – während Zeitgenossen diese schmerzlich in offiziellen Verlautbarungen kirchlicher Amtsträger vermissen, deren Inhalte leider oft zu einer Mischung aus Wirtschaftsbericht und Abkündigung verkommen sind –, ist auch für mich zum geistlichen Begleiter und Spiritual geworden, ohne dessen Wegbegleitung mein inneres Berufungsfeuer längst erloschen wäre.

Mein geistliches Leitwort: Freundschaft mit Gott

Von Pater Reinhard Körner habe ich rechtzeitig vor meiner Priesterweihe am 10. Mai 1997 gelernt, in Freundschaft mit Jesus Christus zu leben – ein Leitwort karmelitanischer Spiritualität. Ich absolviere kein Gebetsum, sondern lebe rund um die Uhr mit dem Gott bedingungsloser Liebe. Ich spreche auch zwischendurch, im Auto, beim Spaziergang, in der Küche mit dem großen Freund meines Lebens. Und

ich bemühe mich, in Wort und Tat meinen Mitmenschen Zeugnis seiner Liebe zu geben. Mit Theresia von Avila weiß ich, dass Gott besser ist als der beste Mensch, den ich kenne. Jesus hat schließlich den Sünder geachtet, aber die Sünde geächtet; Gottes heiliger Zorn richtet sich niemals gegen seine geliebten Geschöpfe. Mein priesterliches Leitwort ist dem ersten Johannesbrief und damit der ersten Enzyklika des emeritierten Papstes Benedikt entnommen: Gott ist die Liebe; in der Liebe gibt es keine Furcht, denn Furcht rechnet mit Strafe. Wie dankbar bin ich, dass ich seit einem Vierteljahrhundert keine Predigt gehalten habe, die diesem „Abba, Vater“ zwei Gesichter zugeschrieben hat! Ich werde niemals der Versuchung der Schriftgelehrten und Pharisäer, der selbstgerechten Kirchendiener zur Zeit Luthers und all der Höllenprediger unserer Tage erliegen, schlechter vom dreifaltigen Gott zu reden, als Hosea, Jesaja und Jesus es taten. Und voller Freude singe ich Lieder Paul Gerhardts, deren Worte die bedingungslose, vorleistungsfreie, tröstliche Barmherzigkeit Gottes („die Erbgnade des Menschen“, um mit den Worten meines jesuitischen geistlichen Begleiters während meines Philosophie- und Theologiestudiums in Frankfurt am Main und in Innsbruck, Pater Peter Knauer SJ, zu sprechen) inmitten allen Leids widerspiegeln: „Da ich noch nicht geboren war, da bist du mir geboren, und hast mich dir zu eigen gar, eh ich dich kannt', erkoren.“

Diese Liebe können wir uns nicht verdienen. Irgendwann lernte Theresia von Avila, Gott zu fragen: „Wie geht es eigentlich Dir, Gott?“ In diesem Augenblick wurde sie eigenen Angaben zufolge „geistlich gesund“, weil sie mit dem Auferstandenen 24 Stunden Tag und Nacht in lebendiger Beziehung auf Augen- und Herzenshöhe zu leben lernte. Ihre Frömmigkeit war fortan davon geprägt, im Herzen nicht mehr solo, sondern wie zu zweit unterwegs zu sein: „Du, Gott, und ich, wir sind immer in der Mehrheit!“ Das tut gut. Und ich spüre täglich, wie dieses Evangelium Jesu die Menschen mitten in den Sorgen und Nöten

unserer Zeit, mitten in zerbrochenen Beziehungen, Arbeitslosigkeit, Krankheit und Pandemie aufzurichten vermag. Das gibt meinem priesterlichen Dienst einen bleibenden Sinn – den Sinn der Trostspendung.

Das menschliche Leid und der göttliche Trost: Die Pietà im Pfarrgarten

„Warum?“ schreien viele auch in diesem Coronajahr gen Himmel, weil sie um geliebte Menschen trauern, aber auch weil sie vor den Scherben ihrer Existenz stehen, finanziell nicht weiterwissen oder ihr altherwürdiges Gewerbe aufgeben mussten. Die Leidfrage hat deshalb jeden Tag neu ihren richtigen Platz im Herzen der Menschen weltweit. Wie viele Menschen verlieren ihren Glauben, weil sie nicht verstehen können, weshalb uns ein Gott der Liebe leiden lässt. 1952 erhielt unsere Kirchengemeinde in Billstedt von Bischof Kerkhoff aus Lüttich eine Kopie der Marienstatue der „Jungfrau der Armen von Banneux“ geschenkt, die am 20. Mai desselben Jahres geweiht wurde und im Pfarrgarten ihren Platz fand, wo das Gnadenbild seitdem von unzähligen Gläubigen rund um die Uhr verehrt wird; manche machen hier Rast und picknicken, andere zünden Kerzen an und beten still. Ihr offenes Kapellchen vor unserem Pfarrhaus im Schatten der Pauluskirche auf der Billeinsel hat sich zu einer Wallfahrtsstätte entwickelt – Maria als Patronin der Armen und Hilfsbedürftigen, als Trösterin im Leid, als Versöhnerin zwischen Kulturen und Religionen. Maria bietet uns die Antwort auf jede Leidfrage als Pietà: Sie trägt den Gekreuzigten in ihrem Schoß. Dadurch stellt die Frage nach dem „Warum“ nicht länger Gott infrage, sondern wir stellen mit Maria diese Leidfrage Gott – und Gott schenkt uns seinen Sohn, der am Ölberg und am Kreuz mit uns leidet und unser Trost wird. Mit Dietrich Bonhoeffer können wir deshalb singen: „Und reichst du uns den schweren Kelch, den bitter'n des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand,

so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern aus deiner guten und geliebten Hand." Die Antwort auf die so bittere Theodizeefrage wird uns also nicht theoretisch gegeben – Hiob verzweifelte schier an den theoretisch möglichen Antwortversuchen auf die Frage nach dem letzten Grund für all seine Lebenswunden –, sondern personal: Wir finden Gottes Antwort auf alle Ölbergschreie dieser pandemiegeplagten Welt, weshalb uns Gott verlassen habe, in der Karwoche (also der „Leidenswoche“) am Kreuz hängen. Gott tritt in unser Leben, um unser ganz persönliches Leid zu seinem Leid zu machen; solch ein „sympathischer“, also „mitleidender“ Gott ist die unüberbietbare Antwortmöglichkeit auf die Frage nach dem Warum: Der Gefragte antwortet, indem er die elende Situation mit dem Fragenden teilt und auf diese Weise zum Sakrament des Sprichworts wird, das besagt: „Geteiltes Leid ist halbes Leid.“ Kurz gesagt: Der Schöpfergott wird zum Tröstergott; die markanteste Eigenschaft, die dem Heiligen Geist, der „Ruach“, der Weisheit Gottes, zugeschrieben wird, ist diejenige des Trostes – der Tränentrocknung also. Und diese Trostspendung lässt mich in meinem priesterlichen Dienst trotz der Zumutung des Zölibats, trotz aller Nackenschläge, Vertrauenskrisen und aufzuarbeitenden Machtmissbräuche inmitten des (meines!) Klerus eben doch täglich glücklich werden.

Meine Familie: Warum betrügt Kirche Menschen um Gottes Liebe?

Bis heute fange ich an zu weinen, wenn mich alte, der grassierenden Pandemie wegen verängstigte, nach dem Himmel fragende Menschen sagen, dass sie wohl niemals vor Gottes Gericht werden bestehen können – obwohl sie Sonntag für Sonntag zur Kirche gegangen sind! Weshalb betrügen wir bis heute die Menschen um diese bedingungslose, vorleistungsfreie Liebe?

Meine Mutter Bärbel-Anastasia Klann-Evers, Jahrgang 1938, floh als Kind aus dem bombardierten Hamburg nach Fehmarn

und hat geistlichen Missbrauch erlebt, als ihr im katholischen Bibelunterricht Höllenbilder nahegebracht wurden – also genau das, was Jesus aus dem Tempel austreiben wollte! –, so dass sie Angst-, Schuld-, Scham- und Mindergefühle plagten – Ärzte sprechen heute von ekklesiogenen Neurosen. In ihrem Religionsunterricht unterbrach die Lehrerin die Schulstunde, als auf dem Flur ein Kollege vorüberging und forderte die Mädchen zum spontanen Gebet auf; denn „der Satan sei ja am Schwefelgeruch zu erkennen“. Was meinte die Lehrerin damals? Ihr Kollege war bildschön, und die pubertierenden Mädchen schwärmten für ihn; diese absolut gesunden Gedanken verdrehte die Religionslehrerin meiner Mutter also in ihr Gegenteil, so dass jede innere sexuelle Regung mit dem Gedanken der Todsünde verbunden wurde, die diese Mädchen zu beichten hatten. Der katholische Pfarrer der Insel verwehrte meiner Mutter zudem 1959 wegen ihres evangelischen Ehemanns, des späteren Kapitäns Friedrich Evers, die katholische Hochzeit sowie die Taufen ihrer ersten drei Kinder; Zuflucht fanden sie in der treusorgenden evangelischen Nikolaigemeinde. Nur ich empfing nach dem Umzug der Familie Richtung Kronshagen bei Kiel am 2. Mai 1971 durch Pfarrer Wilm Sanders die katholische Taufe; Wilm Sanders trug wesentlich dazu bei, die in unserer Familie entstandenen Wunden zu heilen, so dass auch meine Mutter heute endlich im Herzen mit dem Gott der bedingungslosen Liebe leben darf; sie lebt endlich aus der Gewissheit, erlöst zu sein, und versucht nicht mehr krampfhaft, diese Erlösung durch elendes, letztlich nie genügendes Gebetspensum zu verdienen. Das Schicksal meiner Mutter ist mir ein lebenslanger Ansporn, geistlichem Missbrauch entgegenzuwirken und unsere Mitgeschöpfe keinen Tag lang zu betrügen um die Erfahrung eines täglichen Gesprächs mit Jesus Christus am Jakobsbrunnen: „Ich bin es; ich, der mit Dir spricht!“ Dieser Heiland und göttliche Arzt stellt uns täglich die dreimalige Frage an Petrus: „Liebst Du mich?“ Ich sehe meine Berufung darin, den

mir Anvertrauten zu helfen, auf diese Anfrage mit „Ja!“ zu antworten.

Hirtendienst nicht im Minus, sondern im (Kreuzes-)Plus

Aus der Erlösung zu leben, bedeutet, dass am Ende eines Tages, eines Jahres, ja eines Menschenlebens der „Plusbereich“ (das Kreuz als Pluszeichen) überwiegt. Worin liegt nun eine Krise der katholischen Kirche in Deutschland? Doch genau darin, dass ich seit Jahren nicht dem Freudenboten ähnele, sondern einem Nachlassverwalter, einem Gerichtsvollzieher, einem Überbringer von Hiobsbotschaften: Machtmissbrauch, weniger Personal (jahrelang keine Weihen im Erzbistum Hamburg), weniger Geld („Immobilienreform“), Schulschließungen in Hamburg, größere Pfarreistrukturen durch Fusionen. Die Prämisse, missionarisch Kirche sein zu wollen – niedergeschrieben in den hiesigen pastoralen Leitlinien –, wirkt wie Hohn und Spott und ist zur reinen Makulatur verkommen. Es war in der Historie immer schädlich, wenn wir als Kirche der Gesellschaft, innerhalb derer wir ein „Sauerteig“ sein sollten, zu ähnlich wurden, also „mitmachen“; das erleben Zeitgenossen, die ihren Kirchenaustritt erklären, derzeit übermächtig: Bei Euch geht es doch auch nur um Macht, Geld und Selbstbeschäftigung! Kirche schafft sich selbst ab, kritisieren selbst wohlwollende Mitmenschen. Sucht man nach dem letzten Grund für jeden gegenwärtigen Kirchenaustritt, findet man diesen unter dem Stichwort Beziehungsabbruch. In Neubrandenburg, wo ich Diakon und Pfarrer sein durfte, werden Kirchen im gesamten Landkreis Mecklenburgische Seenplatte zusammengelegt, so dass betagte Zeitgenossen beklagen, dass „unter Hitler und Honecker die Kapelle vor ihrer Haustür noch erhalten geblieben war – jetzt verschwinden sie ebenso wie Bushaltestellen, Bäcker und Friseure“ – Beziehungsabbruch. In den letzten Wochen sind wir medial übermäßig präsent – aber mitnichten mit guten Nachrichten! Kirche

dauerhaft im Minusbereich – das muss man erst einmal schaffen! Wir setzen kaum noch eigene Akzente, wofür wir im Rückblick auf eine grassierende Pandemie heftig kritisiert werden, sondern reagieren nur noch – und das auf eine kommunikativ schlechte Art und Weise. Die „größte Kirchenkrise in Deutschland nach der Reformation“ ist also größtenteils hausgemacht und keineswegs „Widerfahrnis“. Seit Jahren werden wir Kirchenvertreter nicht als Mystiker, sondern als Gewerbetreibende, Vorstandsvorsitzende, Manager wahrgenommen. Die katholische Kirche in Deutschland wird Kritikern zufolge mehr und mehr zu einem Turmbau zu Babel, errichtet von Verwaltungs- und Bürokratiefachleuten, die sogar ihre eigene Sprache fest etabliert haben („Fundraising, Taskforce, Mitarbeitende, Konsumenten“). Geweihte Amtsträger werden kaum noch als Seelsorger empfunden, vielmehr aber als Manager, die unter Zeitdruck riesige pastorale Räume durcheilen müssen.

Im Hamburger Osten: Eine Weltfamilie

In unserer neuen Pfarrei im Hamburger Osten, errichtet von Erzbischof Stefan Heße am 14. März 2021 – vier Tage, bevor dieser dem Papst seinen Amtsverzicht anbieten sollte –, leben an die 20.000 Katholiken aus mehr als 100 Nationen. Unter den Nicht-Deutschen sind am stärksten Polen, Vietnamesen, Kroaten, Portugiesen, Italiener, Spanier und Ghanaer vertreten. Diese Vielfalt kommt auch in dem Namen der Pfarrei zum Ausdruck, genauer: dem Zusatz „Apostel der Völker“ – als solchen bezeichnete sich Paulus selbst und nannte als Grund für seine Berufung „das Prinzip Trauen“: Gott traut ihm unendlich viel zu, deshalb lebte er aus dem Charisma des Vertrauens. Gern pflegen wir den Brauch, in jeder Klasse der Sankt-Paulus-Schule eine Weltkarte aufzuhängen, um in all die Länder eine bunte Stecknadel zu stechen, in die hinein wir durch die Stammbäume der Schulkinder Beziehungen haben. Wenn

in jedem Land eine Nadel steckt, wird die ganze Welt unser schulisches Zuhause sein. In der Kirche gibt es keine Ausländer, betonte während meines Studiums Bischof Franz Kamphaus im Frankfurter Kaiserdom. Gottes Geist vereint uns mit den unterschiedlichsten Charismen eines jeden Geschöpfes zu einer Weltfamilie. Wie finden wir in verrückten Zeiten neue Orientierung? Auch indem wir den Osten ganz konkret als Freundesland entdecken! Russland ist eines der bezauberndsten Länder der Welt; auch Ernst Barlach ließ sich vor über 100 Jahren von Russlands Schönheit, aber auch von seiner Armut inspirieren. Mit der jetzigen Schulklasse 8b unserer katholischen Paulusschule in Billstedt gehen die Klassenlehrerin Bettina Meinert, der Musiklehrer Lothar Remer und ich als Religionslehrer deshalb einen „Projektweg der Orientierung“, an dessen Ende wir im Mai 2022 nach Sankt Petersburg reisen werden, dann auch in Folge die russischen Schüler zu uns einladen und wiederum selbst alle zwei Jahre nach St. Petersburg aufbrechen werden, so dass eine feste Schulpartnerschaft entsteht. In der Vorbereitungszeit laden wir „Zeugen der glaubwürdigen Orientierung“ zu uns ein: Esther Bejarano als Überlebende von Auschwitz, den inzwischen verstorbenen Rüdiger Nehberg, den Copiloten der 1977 entführten Lufthansa-Maschine Jürgen Vietor, den russischen Honorarkonsul aus Hamburg, Wolf Biermann. Ein selbst verfasstes und komponiertes Russlandmusical, eine fortlaufende Ausbildung zu „Museumsbotschaftern für Ernst Barlachs Kunst“ sowie die Pflege russischer Kriegsgräber runden dieses Orientierungsprojekt ab. Ex oriente lux: Aus dem Osten kommt das Licht.

In meiner Berufung: Seelsorge in Wort und Tat

Ich spüre in mir immer dann eine Unzufriedenheit, wenn ich durchgängig reagieren muss; Tag für Tag erfordern Mails, Briefe, Telefonate meine Reaktion. Ich

sehe die Nachfolge Jesu aber ganz wesentlich darin, nicht nur zu reagieren, sondern eben auch zu gestalten! Die immer größer werdenden Pfarreien führen ja in die gesundheitlich gefährliche Versuchung, die früher mögliche freie Zeit nunmehr dazu zu verwenden, zwei-, drei- oder viermal Pfarrer zu sein: Anstatt auszuspannen, Mitbrüder zu besuchen, Freundschaften zu pflegen, in Kunst und Kultur, Sport und Musik aufzugehen, eilt man in die Büros der früher eigenständigen Pfarreien, um auch dort noch alles „abzuarbeiten“. Ich fordere von allen deutschen Bistumsverantwortlichen, das lebenswichtige Stichwort der Prävention nicht nur auf sexualisierte Gewalt, also auf Machtmissbrauch, anzuwenden, sondern auch auf den inneren Zusammenhang zwischen Strukturformen und Erkrankungen. Das gerüttelt Maß an zunehmenden krankheitsbedingten Ausfällen im hauptamtlichen, aber ebenso im ehrenamtlichen Bereich (manche Freiwillige arbeiten mehr Wochenstunden als Hauptamtliche!) im Zuge der Zusammenlegungen von Pfarreien, die dadurch Größenannehmen wie ganze italienische Bistümer, darf nicht länger schweigend hingenommen werden. Hier geschieht sehenden Auges täglich ein Raubbau an der Gesundheit kirchlichen Personals. Und dass im Bereich der Berufungspastoral in unserem Land wenig bis gar kein Erfolg mehr zu verzeichnen ist, hängt ganz gewiss neben dem erheblichen Vertrauensverlust und moralischen Kollaps im Zuge der Aufarbeitung klerikalen Machtmissbrauchs auch daran, dass Berufene nicht Manager ganzer Landkreise werden wollen, sondern – im Sinne karmelitanischer Spiritualität – Geistliche sein wollen, die in Seelsorge, Gebet und Mitbrüderlichkeit Jesus nachfolgen wollen – und dann lieber in ein Kloster eintreten als jährlich Fortbildungen für Fundraising und Immobilienreformen zu ertragen.

Ich für meinen Teil habe deshalb seit meiner Diakonenweihe am 23. März 1996 Freude daran, die wenige mir geschenkte Freizeit dafür zu verwenden, jede Predigt sorgfältig vorzubereiten – dafür genoss ich

drei Jahre lang im Studium der Theologie auf der jesuitischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main durch Pater Friedhelm Mennekes eine Rhetorikausbildung, gekoppelt an Seminare mit Stimmbildung und Sprecherziehung. Ziel sollte es sein, in freier Rede ohne mitgeführtes Redemanuskript predigen zu lernen. Dieses tägliche Brot eines jeden in der Öffentlichkeit präsenten Amtsträgers ist Gabe und Bürde zugleich, weil heute freilich jedes Wort mehrfach auf die Waagschale auch der neuen sozialen Medien gelegt wird, Kommentare in Echtzeit geschrieben werden, niemand mehr eine Nacht über seinen gehegten Groll schläft, Missverständnisse mit einem Mausclick weltweit viral gehen. Aber all dies muss uns „Profis“ bekannt sein. Von der Pflicht, gerade bei Tabuthemen (von denen es freilich viele gibt, unter denen aber der Nationalsozialismus und der Rassismus herausstechen) einen Text der Rede oder Schreibe so penibel vorzubereiten und diesen mit einem gerüttelt Maß an Akkuratessse zu veröffentlichen, kann kein Amtsträger entbunden werden, zumal dieser gleichzeitig die Geister unterscheiden muss – also sorgfältig auszuwählen hat, wozu er sich zu Wort meldet. Zusätzlich zur intensiven Predigtvorbereitung nutze ich jede Gelegenheit, Predigten auch dort unterzubringen, wo diese in meinen Augen zu selten vorkommen; ich schreibe deshalb Leserbriefe oder auch Kurzbeiträge für die von mir abonnierten und gern gelesenen Zeitungen (FAZ, „Zeit“ und „Spiegel“) – so erschienen zum Beispiel auf der viel gelesenen Seite „Zeit der Leser“ von meiner Mutter und mir bereits Dutzende Beiträge, die allesamt christliche Bezüge hatten. Da mich mein Spiritual von 1990 bis 1995, Pater Michael Schneider SJ, zudem ermutigt hat, das Kirchenjahr geistlich zu durchdringen, habe ich Essays verfasst, die das Weihnachtsfest, Ostern, Pfingsten und alle Marienfeste mit aktueller Relevanz spirituell deuten; solche Essays sind in „Christ in der Gegenwart“ und im „Anzeiger für die Seelsorge“ ebenso erschienen wie in unserer bistumseigenen „Neuen Kirchenzei-

tung“. In der „Zeit“ und der katechetischen Zeitschrift „Zoe“ habe ich ausführlich vom schrecklichen Schicksalsschlag meiner geliebten Nichte Judith erzählt, die mit ihren 13 Jahren digital ermuntert wurde, Haarspray aus einer Plastiktüte zu schnüffeln – mein Bruder ist Friseur –, und die daran verstarb. Seit 20 Jahren halte ich zudem regelmäßig Rundfunkandachten im NDR. Die Rückmeldungen auf diese von mir sehr geschätzten wenigen Chancen, überhaupt noch missionarisch und evangelisierend tätig zu sein, sind enorm; ich beantworte nach jeder einzelnen Veröffentlichung bis zu 20 Wortmeldungen und Kommentare. Darunter sind viele, auch ältere Menschen, die für das „positive Gottesbild“ danken, das in meinen Reden und Schriften zum Ausdruck komme; gern antworte ich darauf, dass dies ja nicht mein Einfall sei, sondern glasklar im Leben Jesu offenbart wurde (cf. Das Gleichnis des verlorenen Sohnes, der Umgang Jesu mit der Ehebrecherin, das Gespräch des auf der Suche nach mir müde gewordenen Wüstenwanderers Jesus mit der Samariterin am Jakobsbrunnen). Leider kritisieren manche Mitbrüder solch ein Engagement als Selbstdarstellung, ohne mich direkt zu fragen, was mich motiviert, diese Formen der Verkündigung zu nutzen; ich empfinde all dies nicht als Selbstdarstellung, sondern als Chance, meinungsbildend zu wirken und den elenden Minusbotschaften unserer deutschen Kirche von Zeit zu Zeit ein kleines Plus entgegenzusetzen.

In Ratzeburg: Kunst und Kirche mit Ernst Barlach

Auf ähnliche Weise konnte ich während meiner Berufszeit in Ratzeburg von 2005 bis 2013 gestalterisch wirken: Im 75. Gedenkjahr des Todes Ernst Barlachs organisierte ich gemeinsam mit der Ernst-Barlach-Museumsgesellschaft eine alle christlichen Kirchen Ratzeburgs vereinende Ausstellung mit Werken Barlachs und Madeleine Dietz; Günter Grass las wie jedes Jahr zu Gunsten des Barlach-Fördervereins

aus seinen Werken, aus Gesundheitsgründen jedoch 2013 zum letzten Mal. Kunst und Kirche – eine heilsame Symbiose.

Der verstorbene Enkel Ernst Barlachs, der denselben Namen wie sein Großvater trug, ermöglichte auf meinen Wunsch hin, dass der „Lehrende Christus“ in Sankt Petri ausgestellt wurde und bis heute als göttlicher Dozent alle Kirchenbesucher begrüßt und segnet. Und er tritt in einen spannenden Dialog mit dem „Bettler auf Krücken“ im Innenhof des Ratzeburger Domes:

„Der Bettler“. Ein schwächlicher, armer Mann, der barfuß ist und nur ein knielanges Gewand trägt. Er stützt sich mit seinem ausgemergelten Körper mit letzter Kraft auf zwei Krücken. Beide Hände halten die Krücken umklammert. Seinen Kopf in den Nacken gelegt, blickt er mit halb offenem Mund hoffnungsvoll über die Dächer des Ratzeburger Domes gen Himmel – nicht als Guck-in-die-Luft, sondern realistisch gerade so, dass sein Blick die Horizontale überwindet. Die Aufstellung eines Abgusses im Ratzeburger Dominnenhof im Jahr 1979 geht ja auf die Idee des damaligen Domprobstes Uwe Steffen und die großzügige Stiftung von Nikolaus Barlach zurück. So zitierte denn auch Pastor Johannes Schwartzkopf bei der Beerdigung Barlachs in Ratzeburg die überlieferten letzten Worte Martin Luthers: „Wir sind Bettler, das ist wahr.“

In Ratzeburg kommunizieren also seit dem 24. Oktober 2013 Barlachs Bettler im Mariendom mit Barlachs Lehrendem in der Petrikirche. Was für ein Dialog der Gnade! Der Mensch ist bettelarm. Christus lehrt uns aber den göttlichen Tausch: Weil Gott selbst in Jesus zum Bettler geworden ist, hat er den bettelarmen Menschen unendlich reich gemacht. Das Geschöpf darf vertrauensvoll aufblicken und Trost in der bedingungslosen Liebe Gottes finden. Gemeinsam mit den anderen Barlachwerken „im öffentlichen Raum“ Ratzeburgs, also auch mit dem Sinnenden (Schulaula) und dem „Sänger“ über Barlachs Familiengrab, gewähren diese Werke einen wahren Pilger- und Exerzitenweg für alle Einheimi-

schen und Gäste. Wer Augen hat zu sehen, möge sehen.-

Prof. Dr. Elmar Jansen, einer der besten Barlachkenner unserer Zeit, hat sein letztes Buch „Luftwechsel der Empfänglichkeit“ genannt. Ernst Barlach wurde Weihnachten 1925 von Herbert Jhering gefragt, was denn die Menschen von seiner Kunst erwarteten. Seine Antwort: „Ist es so etwas wie ein Luftwechsel der Empfänglichkeit? Ein wenig Sorge vielleicht, darum, dass das weithin gern Verschwiegene nicht vergessen werde; dass ich mich mit dem Bewahren solcher speziellen Dinge befasse, die da um die Wette verkommen, deren Elend niemandes Kummer ist.“

Als Kaplan: Versöhnung über den Gräbern

Als ich meine beiden Kaplanstellen nach der Priesterweihe 1997 in der Rostocker Christuskirche und 2001 in Eutin antrat, habe ich als Schwerpunkt die Jugendgruppen geleitet. Meine Motivation war es, etwas Neues anzustoßen, das die Lebenswege der jungen Leute verändert. Zu dem Zeitpunkt gab es im katholischen Jugendhaus in Teterow einen Vortrag über die Jugendarbeit des Volksbundes von Oliver Breithaupt, heute Geschäftsführer des Landesverbandes in Brandenburg, damals Jugendreferent des Volksbundes für Mecklenburg-Vorpommern. Das, was er uns da vorstellte, war genau das, was ich wollte. Oliver Breithaupt war erstaunt, dass ich unsere Gruppe direkt nach dem Vortrag fest für die kommenden Reisen („workcamps“) anmeldete, erst nach Lommel und dann bis hin nach Wolgograd. Das habe er noch nicht erlebt, erzählte er mit, dass sich jemand direkt nach dem Vortrag verbindlich einträgt. Inzwischen sind wir gut befreundet. Ich habe gemerkt, dass die Arbeit beim Volksbund der einzige alternative Beruf ist, den ich selbst wählen würde, weil mich genau die Themen und Inhalte faszinieren, die auch meinen Freund Oliver Breithaupt begeistern. Die Jugendlichen, die ich auf diese Workcamps

mitgenommen habe, haben wirklich begriffen, was „Versöhnung über den Gräbern“ bedeutet. Es sind viele Freundschaften auf diesen Reisen geschlossen worden. Sogar eine deutsch-russische Ehe ist daraus entstanden: Ein junger Mann war so begeistert von Russland, dass er immer wieder dorthin gefahren ist. Schließlich hat er sich dort verliebt und eine Familie gegründet. So haben sich die Lebenswege der Jugendlichen wirklich positiv verändert, und wir alle haben gespürt, wie segensreich die Arbeit des Volksbunds sein kann. Die wichtigste Aufgabe ist heute, Familien und Erziehungskräfte zu stärken, die Kinder und Jugendlichen an die Hand zu nehmen und in eine Richtung zu leiten, die von Frieden und Versöhnung geprägt ist. „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ – das steht zwar im Grundgesetz, aber wie erreichen wir das? Wenn ich mit Polizisten, Soldaten und anderen Verantwortlichen spreche, geht es immer wieder um das Stichwort Prävention: Wie kann ich verhindern, dass Hass und Gewalt entstehen? Wenn wir am Volkstrauertag für die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft im universalen Sinne beten, ist die zentrale Herausforderung, dies heute zu verhindern. Die Versöhnung von Jugendlichen über den Gräbern dort, wo man sich früher mit Waffen gegenüberstand, bewirkt auf unüberbietbar niveauvolle Weise Frieden und Völkerverständigung im Heranwachsendenalter. Wir beten mit Jugendlichen aus Ländern, die früher unsere Kriegsgegner waren, gegen die wir die Waffen gezückt haben, Hand in Hand an den Kriegsgräbern im In- und Ausland. Sie zeigen uns ihre Kultur, Familien und ihre Gastfreundschaft, und es werden Freunde, die früher Feinde waren. Diese Workcamps sind für mich heute ein Zauberschlüssel dafür, wie ich junge Menschen motivieren kann, Frieden und Versöhnung konkret zu leben.

Nicht nur reagieren, sondern gestalten; ich bin dankbar, dass mir dieser Leitsatz geholfen hat, an den verschiedenen Orten meiner Berufung „über den Kirchturm hinauszuschauen“: In der Mitarbeit beim

Volksbund, in der Kunst Ernst Barlachs, in der schriftstellerischen Tätigkeit für die Medien.

Mein Primizspruch

1,83 Meter bin ich groß. Mein geistlicher Lehrer aus meinen Studienzeiten in Sankt Georgen in Frankfurt am Main, Peter Knauer, brachte mir bei, dass ich zehn Zentimeter größer aus der Kirche herausgehe, als ich zuvor hineingegangen bin; ich verlasse also mit 1,93 Metern das Gotteshaus! Daher lautet mein Primizspruch, also das Leitwort für mein priesterliches Leben: „Du, Gott, kommst und machst mich (und jedes Geschöpf) groß!“ So steht es auch in Paul Gerhards Adventslied „Wie soll ich Dich empfangen“, um Weihnachten kurz und knapp zusammenzufassen: Du, Gott, kommst und nimmst alles Schwere, Niederdrückende, Belastende von mir und von meinen Schultern und von meinem gekrümmten Rückgrat – so stehe ich auf- und geradegerichtet vor Dir. Du machst mich groß. Das ist und bleibt die Motivation für meinen täglichen priesterlichen Dienst: Andere mit Gottes Hilfe großzumachen.

Der deutsche Objektkünstler Andreas Slominski bestellte 2008 zur Verabschiedung des Kölner Kunstpfarrers die Feuerwehr ein, damit sich diese hinter der Kirche platziere und in hohem Bogen einen Wasserstrahl über das Dach des Gotteshauses spritzen lasse. Auf der anderen Seite hatte sich bereits eine Kinderschar zum Gottesdienst versammelt – in weiße Taufgewänder gehüllt. Klitschnass durch die Pfützen springend, fingen sie das Wasser vom Himmel her mit ihren Händen auf und trugen es behutsam ins Innere der Kirche, wo sie es in das Taufbecken übertrugen. Pater Friedhelm Mennekes legte sich wie am Karfreitag in Kreuzeshaltung auf den Kirchboden und ließ sich von allen Kindern segnen. „Benedictio“ hieß Slominskis Kunstinstallation – nicht als Manager, sondern zum Segnen sind wir Priester und alle Christen berufen.

Jan-Christoph Horn

Schieflagen – Perspektiven auf die Kirche¹

Auf dem Gelände des „Kunstraums Kloster Gravenhorst“ im Kreis Steinfurt gibt es eine Installation von Wilm Weppelmann: In einem Teich eine Hütte, die schief und damit in Teilen unter Wasser steht. Wer durch die Tür tritt, bekommt nasse Füße. Und dahinter, hinter dicken Mauern, monolithisch unbewegt: die Klosterkirche.

Für mich ist dieses Ensemble ein Sinnbild für die Schiefelage, in die ich mit meiner Kirche gekommen bin. Die Installation hat mich in meiner Traurigkeit und Wut abgeholt. Denn egal, wohin ich schaue: der Kirche als Institution steht das Wasser bis zum Hals. Viele an Bord des Kirchenschiffs rufen: „Ich habe etwas von einem Eisberg gehört. Rette sich, wer kann!“

Und ich? Auch ich reagiere mit Unverständnis und Entfremdung darauf, in der Kirche über manche Alltäglichkeiten und Banalitäten des 21. Jahrhunderts überhaupt noch diskutieren zu müssen. Doch Kirche bleibt mein Thema, kann es als Christ gar nicht anders sein – „Kirche“ in Anführungszeichen, weil ich zwar weiß, für welche Kirche ich Entwicklung betreiben möchte, aber nicht, ob ich am Ende der mir vertrauten Form einer Organisation von Kirche die Anfänge der Kirche zu sehen vermag, für die mein Herz brennt. Wer weiß, zu welchem Emmaus ich unterwegs bin, ob aus der enttäuschten Hoffnung eine Auferstehungserfahrung werden kann.

Ich möchte diesen Weg mit anderen teilen. Wir sollten über unsere Fragen, unser

Unverständnis, unsere Enttäuschung und Verunsicherung reden. Denn Sprechen hilft Atmen, Zuhören lüftet das Denken, Handeln erzeugt Gemeinschaft.

Also: In Kirche liegt einiges in Schiefelage. Da heißt es, den Kopf schräg zu halten und hinzuschauen.

Osterleben

Ich beginne bei Ostern. Wo sonst? Die Geschichte der Kirche beginnt immer mit Ostererzählungen.

So mancher Entwicklungsprozess, den ich berate, hat vor der Karwoche eine Vollbremsung eingelegt. Selbst Konfliktbearbeitungen wurden vertagt. „Jetzt ist erstmal Ostern.“ Wenn es denn zumindest geistlich begründet wäre, als Unterbrechung des Todes durch das Leben. Doch es ist jetzt so viel zu tun. Gerade Hauptamtliche arbeiteten an den Kar- und Ostertagen unter Volllast ein Programm ab, das selbst in monastischen Orden unter „Hardcore“ laufen würde.

So gut wir also darin sind, die Fastenzeit und die Kartage zu gestalten: Wo ist es denn, das Osterprogramm? Mir scheint, Ostern ist eher der Schlusspunkt nach überanstrengten Tagen. „Jetzt erstmal Urlaub.“

Ist das ernsthaft unsere Auslegung der biblischen Ereignisse nach der Auferstehung? „Ja, aber ich brauche den Urlaub, bevor die ganzen Erstkommunionfeiern kommen. Jetzt auch noch unter Corona-Bedingungen.“ Das hört sich eher nach einem Logistikunternehmen an. Dabei ist die Osterzeit die Kernzeit für Gemeindebildung. Nicht nur zu biblischen Zeiten.

Meine kirchliche Normalität an Ostern ist seit Jahren geprägt vom „Osterkurs“ der Jungen Gemeinschaft, dem Familienverband hier im Bistum Münster. Die Tage von Gründonnerstag bis Ostersonntag als Fa-

milie mit anderen Familien sind für mich ein geistlicher Höhepunkt im Jahr. Drunter sollte es an Ostern auch nicht sein. Ich habe dort Menschen kennengelernt, deren Lebenskraft und -zeugnis mich nachhaltig berührt. Wenn es die Kirche für solche Mensch- und Glaubenserfahrungen nicht gäbe – dafür müsste sie erfunden werden.

Gemeindewirklichkeit

Was ich auf dem Osterkurs erlebe ist eine Gemeindeerfahrung: Eine Gruppe von Menschen kommt zusammen, deutet sich im Licht des Evangeliums. Das gründet Gemeinde, z.B. in einer Pfarrei oder punktuell um eine Veranstaltung herum. Das kleine 1x1 der Kirchenentwicklung.

Vieles im Hauptprogramm unserer Pfarreien und ihrer Gemeinden ist nicht auf Gemeindebildung ausgerichtet. Da bedeutet Tischgemeinschaft: Same procedure as every year. Doch die meisten am Tisch sind schon tot.

Dass die Kirche es noch regelmäßig in die Hauptnachrichten und zu einem Grußwort in die Lokalzeitung schafft, hat museale, folkloristische und vertragliche Gründe. Gezeigt werden die bunte Inszenierung, Reste einer alten Ordnung, das verzaubernde ritualisierte Tun und auf der Tonspur musikalische Hochkultur. Und jetzt die Wettervorhersage. Was aus der Kirche klingt, ist milieubezogen stabilisierend oder beharrend rechtfertigend, interessiert aber nicht als vorwärtsdrängende Deutung der Zeit.

Hoffnungslose Zustände? Keineswegs. Schauen wir uns um und dabei ein klein wenig schräg, also mit veränderter Perspektive:

Da Christinnen und Christen aus Glaubensgründen Beziehungsmenschen sind, ist Gemeinde zutiefst: Beziehung. Auch wir Heutigen sind Beziehungsmenschen, wir

sind es nur anders als früher. Manche meinen deswegen, wir wären es weniger. Aber dabei werden Inhalt und Form verwechselt.

Wenn ich einmal beginne, nach Orten der Beziehung rund um christliches Bekenntnis Ausschau zu halten und zu sagen „Das ist Gemeinde“ komme ich aus dem Staunen nicht heraus.

Was gibt es zu sehen? Christliche Gemeinden, die sich per WhatsApp bilden. Gemeinden rund um Liturgie und Diakonie mit ganz und gar bürgerlichen Werten in der LGBTQ+ Szene. Eine Gemeindeversammlung in Mitfeier des sonntäglichen Fernsehgottesdienstes. Kirchliche Heimat im Ehrenamt der Telefonseelsorge. Arbeiterpriester in der Behindertenwerkstatt.

Wenn ich Gott als lebendigen Schöpfer preise, muss ich davon ausgehen, dass er auch in meinen Lebzeiten Elemente neu zusammenbringt und es an mir liegt, mein Ordnungssystem darauf einzustellen.

Umgekehrt verliert Kirche Bindung, wenn sie Menschen auf eine bestimmte (Orts-) Gemeinde und einen bestimmten Stil in ihr festschreibt. Menschen sind mobil, sogar digital. Und nicht ein vorhandener Priester macht Gemeinde – sonst wären alle fusionierten Pfarreien blühende Landschaften –, sondern der in Gemeinschaften gegenwärtige Christus.

Was für eine Entlastung für Pastor X. und Pastoralreferentin Y. in den pastoralstrategisch gar nicht unklugen Großterritorien. Denn wenn es unmöglich ist, flächendeckend für Spiritualität und Communio zuständig zu sein, kann man lernen, dass auch niemand darauf angewiesen ist. XXL-Pfarreien sind ein Geschenk des Heiligen Geistes: Ein Hoch auf das Ende des Gießkannenprinzips kirchlicher Präsenz! Die Aufgabe lautet vielmehr: Pflanzte Gemeinden, wo Menschen sind. Und beachtet den Kreislauf des Lebens vom Entstehen zum Vergehen.

Verantwortliche jeder Pfarrei können sich in ihrem Sozialraum umsehen und entscheiden: Wonach hungern und dürsten die Menschen hier? Was ist unser Angebot deswegen? Und was sagen uns die Menschen, die hier leben, was derzeit unsere Stärke ist und wie bewahren wir uns davor zu meinen, gerade etwas anderes als genau das tun zu müssen? Das ist: Qualität.

Christus möchte allen alles sein, das ist unser Bekenntnis. Aber der biblische Jesus war auch nicht alles allen.

Menschen durchlaufen heute Gemeinden, gestalten, prägen und leben sie sinnsuchend für eine gewisse Zeit mit. Von der Wiege bis zur Bahre? Von wegen. Nicht die Menschen müssen der Gemeinde passen, sondern die Gemeinde dem Mensch.

Role-Model

Eine weitere Schiefelage steht mir vor Augen: Die Normalform einer Kirche bezahlter Hauptberuflichkeit als Träger der Gemeinde. Ihr sollten wir den Rücken kehren, zumal, wenn Beruf und Amt so eng miteinander verwoben sind wie in Deutschland. Schreibe ich als in der Pastoral Vollbeschäftigter.

Welcher Kirche ist in einer Hauptberuflichenkirche gedient? Ich glaube, einer, die vor lauter hauptberuflicher Geschäftigkeit nicht zu dem kommt, was Jesus ihr aufgetragen hat.

Mit der Rücknahme von Hauptberuflichen aus dem Gemeindeleben wäre nicht nur ein drängender werdendes Ressourcenproblem der Mengenlehre (= es gibt so viele Gemeinden wie es Hauptamtliche gibt) gelöst, sondern auch ein systemisches: Solange die Logik der Organisation von der Sorge bestimmt ist, dass nur beamtenähnlich gedachte Expertise das theologische und ordnende Niveau vor Ort aufrecht erhält, ist die Aufmerksamkeit in der Organisation an die Reproduktion dessen gebunden – bis hin zur Beauftragung von Ehrenamtlichen

zu einem äquivalenten Dienst. Dabei hat Jesus seinen Jüngern immer gesagt: „Was wir hier machen, ist ein Projekt.“

Ich denke, ich wäre bereit, zu denen zu gehören, die sagen: „Gebt mir drei Jahre. Bis dahin schaue ich, meine finanzielle Absicherung so geklärt zu haben, um mit der mir durch die Kirche ermöglichten professionellen Ausbildung in einem anderen Unternehmen zu arbeiten.“ Wenn das dem Auftrag der Kirche mehr dient. Das Modell der Diakone mit Zivilberuf halte ich für beachtenswert: beauftragter Dienst in einem pastoralen Feld, aber keine finanziell-strukturelle Abhängigkeit von einem Dienstherrn. In einer solchen Kirche würde vieles ganz anders laufen.

Ich bin dabei der Letzte der sagt: für Katechese, Liturgie und pastorale Administration ist Professionalität unnötig. Für diese braucht es theologische Qualität auf wissenschaftlichem Niveau. Ich begrüße ausdrücklich, dass mit dem weltkirchlich neu eingeführten Amt der:Katechetin/des Katecheten Qualitätsnachweise für diesen Dienst zu erbringen sind. Aber professionelles Engagement ist nicht an beamtenähnliche Hauptberuflichkeit gebunden, wie ein Blick in jeden Sportverein, jede Partei, jede Bürgerinitiative zeigt.

Hauptberufliches Personal müsste man nicht an die Lebensadern, sondern an den Zuflüssen der Kirche platzieren: in der Qualifizierung, der Begleitung, in der Qualitätssicherung – Hauptamtliche, die Gemeinden dienen und sie nicht zum eigenen Projekt machen. Und in den Gemeinden qualifizierte Seelsorger/innen und fähige Leiter/innen z.B. mit Werkvertrag. Es ist wichtig, dass Hirtinnen und Hirten da sind, nicht, dass sie dies Vollerwerb tun.

Synodalität

Eine letzte Schiefelage betrifft die Synodalität. Sie scheint irgendetwas zwischen

Verheißung und Ausrede für Entwicklung zu sein. Das ist schräg.

Was sind synodale Prozesse? Sie sind keine theologisch formulierte Soziokratie, sondern eine dritte Weise der Führung und Entscheidungsfindung neben Autokratie und Demokratie.

Auf einer Synode kann keiner allein oder eine bestimmte Gruppe sagen: „Ich habe bzw. wir haben es verstanden und jetzt machen wir das so“. Auch die poststrukturalistisch denkenden Kirchenreformer, zu denen ich mich zähle, unterliegen dieser Gefahr. Eine Synode heiligt weder die Minderheit, noch macht sie eine Mehrheitsmeinung sakrosankt. Synodale Prozesse sind keine Entscheidungs- sondern Unterscheidungsprozesse. Sie fordern heraus und führen heraus. Es ist ja nicht unsere Kirche. Darum geht es.

Gerne wird das biblische Apostelkonzil herangeführt. Doch was ist da zu lesen? Weder Machtwort noch Argument sind entscheidend. Weder Petrus noch Paulus hat seine Position durchgesetzt. Aber keiner von beiden hat verloren.

Synodalität bedeutet, dass etwas ganz anderes herauskommen kann als vorher in allen parteipolitischen Beschlussvorlagen stand.

Was hieße das für unsere kirchenpolitischen Fragen? Ich setze Hoffnung darauf, dass wir das noch lernen können. Lernen, dass die Überwindung einer Krise nicht der Sieg der einen über die anderen ist und nicht der Kitt, der alles zusammengefügt, sondern neue Unterscheidungen. Eine überwundene Krise ist ein verändertes System.

Schiefelage? Eine Frage der Perspektive

Soweit mal einige Schieflagen. Nichts Neues, eigentlich. Und jetzt? Kommt es auf uns an.

In den Corona-geplagten Zeiten wünschen sich viele Normalität zurück. Ich nicht. Zumindest nicht für die Kirche. Ich möchte keinesfalls zurück in eine vorösterliche Normalität, auch wenn es dort unter Umständen bequem und sicher war. Denn wer sagt, das das, was heute noch eine schräge Perspektive ist, nicht doch das Normale ist? Kommt halt immer darauf an, wie man hinschaut.

Ich sage meinen Supervisanden gerne, dass man nicht darauf warten sollte, bis sich die Wirklichkeit für einen verändert, sondern dass sich durch eigene Veränderung Wirklichkeit anders zeigt. Denn was ist Wirklichkeit anders als interpretierte Wahrnehmung?

Sagt eine/r: „Da ist eine Mauer, die mich begrenzt.“ Ja, ist da eine Mauer? Angenommen, es wäre keine Mauer, was wäre es dann? „Mmh. Das ist der Windschutz für die Blumenwiese auf der anderen Seite, auf der ich so gerne wäre.“ Wie schön. Und was hast du dabei, von dem du immer dachtest, dass es dir beim Überwinden von Mauern nicht helfen kann? Angenommen, es könnte dir doch helfen: Was müsstest du dann damit tun?

Was schief ist, soll gerade werden. Na, dann bewege deinen Kopf. Die schräge Sache in die eigene Perspektive zurechtzurücken, ist nur eine Möglichkeit. Die andere ist, die Perspektive des Schrägen anzunehmen.

Eine schräg geordnete Kirche. Wem würde das gefallen?

Anmerkungen:

- 1 Gekürzte und überarbeitete Fassung eines Beitrags, der im April 2021 auf kirchenentwicklung.de veröffentlicht wurde.

Missbrauchter Katechismus

Beispiel: Umgang mit homosexuellen Paaren

Im Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen um den Umgang mit homosexuellen Paaren verweisen manche Stimmen darauf, dass die vom synodalen Weg vorgeschlagene Praxis im Widerspruch steht zur dem, was im sog. Weltkatechismus zu lesen ist. Dabei wird dieser Katechismus nicht als katechetisches Medium, sondern als autoritäre weltkirchlich-lehramtliche Vorgabe für alle in ihm enthaltenen Aussagen angesehen. Dafür ist der „Katechismus der Katholischen Kirche“ aber weder erarbeitet noch vom Papst der Kirche vorgelegt. Gegen den Missbrauch des sog. Weltkatechismus ist an die Tradition der Katechismen und ihren Dienst im Leben der Kirche zu erinnern.

Der Katechismus als ortskirchliches Medium für die Katechese

Der Katechismus ist kein dogmatisches oder moraltheologisches Werk, sondern ein Buch im Dienst der Katechese. Selbstverständlich muss er sich an der Glaubens- und Lebenslehre der Kirche orientieren. Er ist aber nicht gedacht, in noch offenen Fragen des kirchlichen Glaubens und des christlichen Lebens für alle verbindliche Entscheidungen zu treffen. Die *katechetische* Aufgabe der Katechismus wurde schon darin deutlich, dass es bis in die Gegenwart keinen Weltkatechismus gab. Die Bischöfe, die als die Katecheten für ihre Ortskirchen galten, ließen Lehrbücher für ihre Bistümer erarbeiten und übergaben diese den Kate-

cheten ihres Bistums. Auch als man sich für einen Sprach- und Kulturraum zusammensetzte und einen gemeinsamen Katechismus hatte, versahen die einzelnen Bischöfe den Katechismus mit einem eigenen Vorwort, um ihn so in ihrem Bistum als Medium der Katechese einzuführen. Es gab keinen katechetischen Zentralismus, weil die katechetischen Voraussetzungen und Herausforderungen lokal bzw. regional, gesellschaftlich, zeit- und kulturgeschichtlich unterschiedlich sind. Wo Gemeinden ein eigenes Bewusstsein ihrer Berufung und Sendung entwickeln, haben sie nicht selten sogar einen eigenen Katechismus entwickelt, der denen, die neu hinzukamen, das Leben und den Glauben der Gemeinde eröffnen sollte. Selbstverständlich gab es eigene Katechismen für unterschiedliche Lebensalter und für unterschiedliche Schulen.

Katechetischer Pluralismus

Dieser katechetische Pluralismus bedrohte nicht die kirchliche Einheit, weil er sich an das hielt, was als verbindlich und dadurch verbindend für das Leben mit der Kirche galt. Bei dieser Einheit gab es durchaus einen Plural im Verständnis mancher Glaubensaussagen, in den Schwerpunkten christlicher Praxis, in der künstlerischen Vergegenwärtigung in Bild und Ton, in sprachlichen Mitteilungen und in gottesdienstlichen Vergemeinschaftungen. Das fundamental wichtige Anliegen kirchlicher Einheit steht nicht gegen einen katechetischen Pluralismus. Kirchliche Einheit braucht vielmehr den Plural der Katechese, um lebendig zu bleiben. Wie auch der Pluralismus die Verbundenheit in der Einheit braucht, um sich nicht vom Gemeinschaftlichen zu entfremden.

Der sog. Weltkatechismus als Hilfe für ortskirchliche Katechismen

Der Weltkatechismus entstand übrigens nicht als Katechismus für die Gesamtkir-

che, sondern als *Hilfe für die Erarbeitung ortskirchlicher Katechismen*. Es sollte damit eine Art des katechetischen Kolonialismus überwunden werden. Dieser bestand darin, dass viele jüngere Kirchen von den Übersetzungen der Katechismen ihrer bisherigen Kolonialherren abhängig waren. Dass der deutsche Katechismus in vielen Übersetzungen eingesetzt wurde, ist weniger in ehemaliger Kolonialherrschaft begründet, sondern in seiner hervorragenden Qualität und im Fehlen eigener katechetischer Autoren. Später entstand in nach eigener katechetischer Identität suchenden Teilen der Kirche das Verlangen nach einer *weltkirchlichen Orientierung* für die Erarbeitung eines *eigenen* Katechismus. Dem jetzt vorliegenden sog. Weltkatechismus kann man noch ansehen, dass aus ihm erst ein Katechismus bzw. ein Plural von Katechismen erarbeitet werden sollte. Doch wird das Buch jetzt kaum gebraucht, um es als Hilfe für die Erarbeitung ortskirchlicher Katechismen einzusetzen. Zentralistische Intentionen haben ihn vielmehr zum Weltkatechismus deklariert. Es ist bedrückend, wenn das schon katechetisch missverstandene Buch noch zusätzlich missbraucht wird, um der Disziplinierung kirchlicher Reformsuche zu dienen.

Offenkundige Grenzen des sog. Weltkatechismus

Für einen ortskirchlichen Erwachsenenkatechismus wäre das, was im sog. Weltkatechismus zum Umgang mit Homosexualität bzw. Homosexuellen steht, nicht mehr eine verlässliche und umfassende Information. Das Buch müsste durchaus informieren, was vielen als auch gegenwärtige Lehre der Kirche gilt. Es müsste aber auch die Fragen vergegenwärtigen, die an diese Lehre gestellt werden und die bei nicht wenigen nachdenklichen Christen zu anderen Einstellungen zur Homosexualität geführt haben. Der Katechismus könnte klären, dass die kirchliche Anerkennung eheähnlicher Beziehungen unter Homosexuellen davon

abhängt, ob in ihnen eine eheähnliche Verbindlichkeit in der gegenseitigen Zusage von Liebe und Treue gewollt wird. Vielleicht kann das Anliegen dieser vom Geist Gottes geschenkten Liebe sogar als das fundamental Verbindende entdeckt werden, das im Hängen an früheren Aussagen der Kirche zur homosexuellen Sexualität geschützt werden sollte.

Wie auch immer: Der sog. Weltkatechismus ist in unserem konkreten Beispiel weder als katechetisches Medium noch als lehramtliches Disziplinierungsinstrument geeignet. Er sollte dafür auch nicht gebraucht werden. Er enthält Teile, die für Aufgaben in der Erwachsenenkatechese durchaus Anregungen, Orientierungen und Hilfen anbieten. Man kann es so als kritisch zu nutzendes Buch für theologisch orientierte und katechetisch Engagierte in seinen Grenzen einsetzen und empfehlen.

Leserbriefe

Zu Georg Lauscher: Missbrauche ich die Eucharistie (Heft 7/2021, S. 194)

Über den offenen Impuls Herrn Lauschers in Heft Juli 7/21 bin ich sehr erfreut.

Es ist eine ehrliche Aussage eines Priesters über die Möglichkeiten des Missbrauchs der Eucharistie. Durch seine Weihe ist dem Priester diese Alleinstellung, Eucharistie mit dem Volk Gottes zu feiern, übertragen worden. Doch ihm gehört die Eucharistie nicht, sodass die Gestaltung der Feier auch nicht beliebig vom jeweiligen Priester geändert werden darf.

Für mich ist die überhäufte Feier der heiligen Messe an den Wochentagen Samstag und Sonntag durch einen Priester viermal in verschiedenen Kirchen nicht nur eine spirituelle Überforderung, sondern eine „übergriffige Indienstnahme der Eucharistie zur eigenen Identitätssicherung“. Einerseits kann argumentiert werden, dem Volk Gottes soll am Sonntag oder Feiertag die Möglichkeit der Teilnahme an einer Eucharistiefeier gegeben werden, andererseits steht die Bedeutung des Geheimnisses der Eucharistie höher als die Häufigkeit der Messfeier durch einen Priester.

Eine Konzentration von Eucharistiefeiern an weniger Orten mit feierlicherer Gestaltung in einem Seelsorgebereich, besser Pfarrei, kann die Freude der Mitfeier des Volkes Gottes, dem „die Eucharistie gehört“, vergrößern. Die Feier der Eucharistie ist ein so tiefes Geheimnis, dass dem zelebrierenden Priester nicht zugemutet werden sollte, innerhalb von 90 Minuten zwei Eucharistiefeiern vorzustehen. Jesus hat während seines letzten Abendmahles nicht gesagt: Feiert dieses Geheimnis so oft ihr wollt, sondern: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“

Diese Gedächtnisfeier sollte von einem Priester nicht mehrfach an einem Tag wiederholt werden. Andere Gottesdienstfeiern - Wort-Gottes-Feiern oder Tageszeitengebete - können würdige Anregungen sein, um eine Gemeinde auf das Glaubenszeugnis:

Eucharistie - Danksagung zusammenzuführen. Die Vielfalt unserer Gottesdienstformen kann auch Menschen, die über eine längere Zeit Abstand zur Teilnahme an Gottesdiensten hatten, eine Möglichkeit sein, wieder mit Freude das Geheimnis der Eucharistie, in dem er uns seinen Leib und sein Leben schenkt, in Gemeinschaft zu feiern.

Diakon Gert Scholand, Siegburg

Zu Kurt Josef Wecker: In einem Stau, der sich langsam auflöst (Heft 8/2021, S. 241 – 247)

Quo vadis? „Wann wird es endlich so, wie es war? ... - nach dem Ausnahmezustand der Pandemiekrise? Sind wir bereits im ‚Danach‘? Und wird es im ‚Danach‘ die nahtlose Anknüpfung an das Lebenskonzept von zuvor geben? Die Sehnsucht nach Normalität ist eine verständliche, ... Gebe ich mich zufrieden mit der Hoffnung auf die neue Normalität (Was immer das sein mag? [der Verf.]?) Oder strecke ich mich aus nach dem ‚Neuen‘ (Was immer das sein mag? [der Verf.]?), in dem noch niemand war?“ Wir alle und auch die Kirche leben sicher in einer Zeit des Umbruchs und niemand weiß, wohin „die Reise gehen“ wird. „Gerade jetzt, wo ‚es‘ wieder losgeht, brauchen wir Orte, wo wir wahrhaft ‚ins Freie‘ gehen, heilsam unterbrochen werden und auf die Ankunft eines ganz Anderen warten.“ Was bedeutet es, wenn gerade die letzten Worte des Artikels nicht nur schöne Worte sind? In diesem Kontext kam mir das Magnificat, der Lobgesang Mariens (Lk 1, 46-55) und darin besonders die Verse 52 und 53: „Er stürzt

die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen. Die Hungernden beschenkt er mit seinen Gaben und lässt die Reichen leer ausgehen.“ in den Sinn. Drohung für die einen und Hoffnung für die anderen? Es stimmt sicherlich, dass uns die Wirklichkeit etwas ganz Anderes vor Augen führt und sich diese Worte nicht zu erfüllen scheinen. Die Welt ist wahrscheinlich weit weg von der Botschaft Jesu, der gekommen ist und den Menschen von sich sagte: „Der Geist des Herrn ruht auf mir; denn er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine frohe Botschaft bringe: damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht: damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe.“ (Lk 4, 18-19). Wie sieht es damit aus? Welche Relevanz hat das Evangelium (noch) in einer Zeit, in der sich die Aufmerksamkeit scheinbar nur noch auf die Pandemie und die von Menschen verursachte Klimakatastrophe reduziert, die sehr viele Menschenleben fordern und viele in Angst und Schrecken versetzen? Welche Relevanz kann die Botschaft Jesu auch in unserer Zeit haben, wenn die Schere zwischen Arm und Reich nach wie vor auf der Welt immer weiter auseinandergeht und nichts, ja rein gar nichts dagegen in ausreichender Weise getan wird. Ist es nicht beschämend, wenn etwa Warren Buffet, ein US-amerikanischer Großinvestor, Unternehmer und einer der reichsten Menschen der Welt auf die Frage, was er für den zentralen Konflikt unserer Zeit hält, einmal geantwortet hat: „Der Klassenkampf natürlich, Reich gegen Arm, und meine Klasse, die Reichen, die gewinnen gerade.“ Ist es nicht beschämend, dass in den reichen Industrienationen mittlerweile so viele Impfstoffmengen vorhanden sind, dass überzählige Dosen einfach entsorgt werden, während in den ärmeren Ländern die Corona-Pandemie noch immer massiv um sich greift und Impfstoffe nur in einem ganz geringen Umfang zur Verfügung stehen? Stehen nicht in Wahrheit Patentrechte über Menschenrechte, über Menschenleben? Die Liste der Missstände ist lang.

Was ist die Perspektive? In Mt 6, 24 steht: „Niemand kann zwei Herren dienen; er wird entweder den einen hassen und den anderen lieben oder er wird zu dem einen halten und den anderen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ Was bedeutet das hinsichtlich der Nachfolge Jesu? Allem Anschein nach wohl Folgendes: „Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,15). Und das heißt ferner nicht nur schöne Worte, sondern auch Taten, so wie es im Jakobusbrief heißt (Jak 2,14): „Was nützt es, meine Brüder und Schwestern, wenn einer sagt, er habe Glauben, aber es fehlen die Werke? Kann etwa der Glaube ihn retten?“

Wir werden uns alle auf das Wesentliche besinnen müssen, auf das, was das Leben auch für nachfolgende Generationen lebenswert macht, es erhält. Dafür müssen wir alle zusammenstehen. Und dass das funktionieren kann, hat uns die Hilfebereitschaft und das aktive Tun sehr vieler Menschen bei der Flutkatastrophe in Rheinland-Pfalz und Nordrhein-Westfalen gezeigt. Wir Menschen können das!

Diakon Georg Quednow, Lingen

Literaturdienst

Tobias Faix, Tobias Künkler (Hrsg.): Handbuch Transformation. Ein Schlüssel zum Wandel von Kirche und Gesellschaft. Neukirchen-Vluyn 2021. 383 Seiten. 30,00 Euro, ISBN 978-3761567739.

Wer dieses Handbuch mit seinen 23 Beiträgen aufschlägt, wird möglicherweise überrascht sein, dreht es sich doch zunächst weniger um Kirche als vielmehr um fundamentale gesellschaftliche Transformationsprozesse, wie etwa den Klimawandel oder den Umbau des Sozialstaates. Doch im Laufe der Lektüre wird relativ schnell klar, welche theologische Relevanz der Begriff und die mit ihm verbundenen Implikationen besitzen.

Der Band eröffnet eine neue Reihe, die im Zusammenhang mit dem zukunftsweisenden, interdisziplinären Studiengang „Transformationsstudien: Öffentliche Theologie und Soziale Arbeit“ der CVJM-Hochschule Kassel entsteht. Dieser institutionelle Hintergrund im Bereich der evangelischen Kirchen lässt eine starke Offenheit für das Thema Re- bzw. Trans-Formation erwarten. Das Thema erinnert aber auch an einen Kernbegriff katholischer Tradition: die Wandlung (freilich eher im liturgischen Kontext...). Mehr noch aber erinnert der Begriff an den alle christlichen Traditionen verbindenden, auf Jesus Christus selbst zurückgehenden Ruf: „Ändert euer Leben“ (Mk 1,15) bzw. an das paulinische „Und gleichet euch nicht dieser Welt an, sondern lasst euch verwandeln (metamorphouste/be transformed) durch die Erneuerung des Denkens“ (Röm 12,1)! So wird erkennbar, dass aus mehreren Gründen das Thema Transformation die Kirche angeht und die Theologie herausfordert.

Der Band beleuchtet den Begriff und die damit verbundenen Themen interdisziplinär und in großer Breite. Er stellt eine Nähe zu Konzepten einer Öffentlichen Theologie (public theology: Marty/Tracy/Forrester/Niebuhr/Huber) und einer Politischen Theologie (Metz/Sölle) her. Hinter den Überlegungen zeigt sich Transformation aber auch als ein möglicher alternativer oder komplementärer Begriff zur Mission im Sinne der *Missio Dei* (Bosch), vor allem, weil er weniger anfällig für jegliche Tendenz der Verkirchlichung erscheint.

Nach der Lektüre der Beiträge wird deutlich: Transformation, Wandlung geschieht unwillkürlich. Sie ist schon im Gange (auch, weil in einer als Heilsgeschichte verstandenen Geschichte Gott ständig am Werk ist). Die Frage ist, wie Gottes Veränderungswille Raum gegeben werden kann, wie die Veränderungen

(positiv) beeinflusst oder gar gestaltet werden können. Hilfreich sind hier die Reflexionen etwa über die Rolle der Zivilgesellschaft oder die Bedeutung von Innovation in der Sozialen Arbeit und der Organisationsentwicklung, aber auch die biblischen bzw. theologischen Reflexionen (aus evangelischer Perspektive). Hier zeigt sich vielleicht ein Manko, denn neben der in diesem Band gelungenen Verschränkung von Sozialer Arbeit sowie weiterer Disziplinen mit der (evangelischen) Theologie hätte eine ökumenische Vernetzung dem Projekt noch größere Bedeutung verliehen. Für einen (1) katholischen (2) Theologen freilich erschließen sich mit der Lektüre neue und interessante Blickwinkel.

Patrik C. Höring

Gmelch, Michael: Schickt die Bischöfe in die Wüste! Was eine Kirche in der Krise neu von Jesus lernen muss. Würzburg 2020. 204 Seiten Broschur, 16,90 Euro, ISBN 978-3429055639.

Was Michael Gmelch in seinem Buch, das, wie dessen Untertitel verrät, etwas dazu sagen will, was eine Kirche in der Krise „von Jesus lernen muss“, seiner Leserschaft bietet, sind Optionen, die sich ergeben, wenn jemand es macht wie Jesus und in die Wüste geht, wo es nichts als „Wind, Sand und Sterne“ (Antoine de Saint-Exupéry) gibt. Der Obertitel seines Buches „Schickt die Bischöfe in die Wüste!“ ist bewusst als provokanter Imperativ gewählt und will durchaus im wörtlichsten Sinn des Wortes verstanden werden. Und das ist nicht von ungefähr so. Denn Michael Gmelch ist ein echter „Wüstenfuchs“, der seit über zehn Jahren regelmäßig selbst in die Wüste geht und auch Gruppen-Touren in der Sahara begleitet.

Der Appell des Buch-Obertitels ist zugegebenermaßen missverständlich. Falsch verstanden wäre er, so betont der Verfasser gleich zu Beginn seiner Darlegungen, wenn das heißen sollte, es gelte, „unsere Oberhirten wie die Sündenböcke im Alten Testament in die Wüste [zu] schicken“ (S. 18), wohl jedoch gelte es, die Wüste ganz elementar als einen eminent biblisch-theologischen Ort, „der seinesgleichen sucht“ (S. 19), zu entdecken. Alles in allem geht es in dem Buch darum, die Wüste als eine „Schule“ der Selbst- und Gottesbegegnung kennenzulernen, die auch Jesus „besucht“ hat. So ist das Buch gewissermaßen ein spiritueller „Reiseführer“ zu jenem Lernort, welcher der weite Raum der Wüste sein kann, da er Erkundungen und Erkundigungen gestattet, die buchstäblich einmalig sind.

Das Buch ist ganz und gar Plädoyer dafür, als Kirche sich den biblisch bezeugten vierzigjährigen Aufenthalt Jesu zum Vorbild zu nehmen und sich vom Geist

in die Wüste führen zu lassen, um sich damit einem geistlichen Geschehen zu überlassen, das ebenso unerwartete wie überraschende Wirkungen zu zeitigen vermag. Ohne vorausgehende, vorgeschaltete Wüstenaufenthalte aller Beteiligten sei jedenfalls der Weg kirchlicher Gremien, Konferenzen von der Deutschen Bischofskonferenz bis hin zum aktuellen Synodalen Weg mit hoher Wahrscheinlichkeit kein guter Weg, so die deutliche Mutmaßung des Verfassers. Was er damit im Sinn hat, lässt sich vielleicht mit einer kleinen Mönchsgeschichte illustrieren, welche sich so nacherzählen lässt: Auf einer der vielen im 4. und 5. Jahrhundert üblichen regionalen Kirchenversammlungen meldeten sich Männer zu Wort. Gefragt, wer sie denn seien, antworteten sie: „Wir kommen aus der Wüste.“ Da entgegnete ihnen der Vorsteher der Versammlung: „Wohlan, wenn ihr aus der Wüste kommt, dann dürft ihr sprechen!“

Man muss eben in der Wüste gewesen und die Erfahrungen, die sie für alle, die dort einige Zeit verweilen, bereithält, durchlebt haben, um sich so das Recht zu erwirken, in der Kirche den Mund aufzutun zu dürfen. Das ist denn auch das eigentliche Leitmotiv, das die einzelnen Abschnitte des Buches durchstimmt und beseelt.

Michael Gmelch erweist sich als treffsicherer Diagnostiker, der bestimmte kirchliche Zustände unmissverständlich als das benennt, was sie sind: nicht haltbar. Doch dabei belässt er es wohlweislich nicht. Denn mit seinem Buch will er ganz betont auch und gerade einen starken Akzent in Richtung dessen setzen, was sich unter dem Dachbegriff „Wüstenspiritualität“ fassen ließe. Ausdrücklich und ausführlich nimmt er, selbst ein gelehriger Schüler der Wüste, mit seiner Leserschaft als Schülerschaft den Stoff durch, den der Lernort Wüste darstellt, und das ist eine ganze Menge und Fülle an Stoff.

So erläutert er detailliert etwa, warum es gerade Wüstenerfahrungen sind, welche da hilfreiche Helfer sein könnten, wo es gilt, zu Handlungen und Haltungen wie ebenso zu Verhältnissen zu kommen, die allen kirchlichen Akteuren gut zu Gesicht stehen. Und da gilt jene „Logik“, wie Michael Gmelch bemerkt, dass jeder, der überzeugt und überzeugend als Christ leben möchte, seinen Weg der Nachfolge tatsächlich mit den Schritten beginnen muss, die Jesus auch gegangen ist: eben mit dem Weg in die Wüste. Blühen wird einem solchen Christen dann einiges. Dazu zu zählen wären etwa: eine Einkehr bei sich selbst (Wende dem eigenen Inneren zu), persönliches Wachstum, das Erleben von Muße und Stille, Pflege der Welt der eigenen Gedanken und Gefühle und damit die Entwicklung der Grundhaltung einer Achtsamkeit allen Dingen und nicht zuletzt sich selbst gegenüber. So besehen kann die Wüste etwa eine „identitätsstiftende Funktion“ (S. 43) haben.

In der „Schule“ der Wüste ist nicht zuletzt auch zu lernen – und das ganz existenziell –, was Geschwisterlichkeit eigentlich heißt, da es unter schwierigen Lebensbedingungen buchstäblich eine Überlebensfrage ist. Die Maxime, dass der Mensch dem Menschen ein Helfer sei, ist da von genuiner Evidenz. Sie als kostbares „Mitbringsel“ aus einem Wüstenaufenthalt in den eigenen „wüsten“ Alltag hinüberzuretten, das wäre schon etwas, da einiges damit gewonnen, denkt Michael Gmelch und bezieht sich dabei auf den „Wüstenheiligen“ Charles de Foucauld, der wie Jesus ein „Bruder aller Menschen“ sein wollte. Dieser Titel genügte ihm; klerikale „Hoheitstitel“ wären ihm ein Greuel gewesen. Und dass es sich so verhalten sollte, auch das lehre die „Schule“ der Wüste, schreibt Michael Gmelch, selbst Mitglied der Priestergemeinschaft Jesus Caritas (Charles de Foucauld).

Unter all den Geschenken, welche die Wüste bereithält, ist deren größtes das Geschenk der Gottesbegegnung. Dessen war sich der Kirchenvater Hieronymus sicher, und der Verfasser des Buches weiß, was er tut, wenn er sich gedanklich da anlehnt und feststellt, dass das mit „frommer Betulichkeit“ (S. 101) wenig zu tun habe, wohl jedoch damit, eine geschärfte Wahrnehmung dafür zu entwickeln, wie denn der Umgang mit Gott „im religiösen Tagesgeschäft der Kirchen“ (S. 101) faktisch sei und was da alles dann womöglich überprüft und überdacht gehöre.

Michael Gmelch zieht in seinem Buch vom Leder – und das nicht zu knapp. Gar keine Frage. Doch wer seine Wüstengedanken für billige kirchliche Polemik hält, geht fehl. Eher gewinnt man bei der Lektüre seines Buches den untrüglichen Eindruck, dass ihm beim Schreiben ab und zu doch wohl ein „heiliger Zorn“ die Feder geführt hat. Doch was er geschrieben hat, musste er schreiben – um der Kirche und ihrer Sendung willen, Zeichen und Werkzeug des Heils, das Gott für alle Menschen wirken will, zu sein, wie es die Konzilsväter des Zweiten Vatikanischen Konzils einst mit großem Nachdruck betont haben.

„Vater, schenk mir ein Wort!“ Von einer solchen Bitte ist häufig in den Sprüchen der Wüstenväter, den so genannten Apophthegmata Patrum, zu lesen. Viele gute Worte schenkt Michael Gmelch der Leserschaft seines Buches. Sein Anliegen ist es, deutlich zu machen, dass die Stimme der Wüste der heutigen krisengeschüttelten Kirche etwas zu sagen hat und es sich darum durchaus empfiehlt, als diejenigen, die sich Christinnen und Christen nennen, bald den Weg in die Wüste anzutreten. Und was die Bischöfe betrifft, so wäre da ein allererster Anfang sicher schon einmal der, es käme tatsächlich dazu, die nächste Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz würde mit einem „Wüstentag“ beginnen. Das läge ganz auf der Sinnlinie des Buches, das Pflichtlektüre nicht nur für die deutsche Bischöfe sein sollte. Für alle diejenigen, die sich

tatsächlich einmal in die Wüste begeben sollten, wäre es – no ifs and buts – eine wunderbare Begleitlektüre, die in jedem Fall mit im Gepäck befindlich sein sollte.

Bernhard Sill

Joachim Kardinal Meisner: Wer sich anpasst, kann gleich einpacken. Lebenserinnerungen, aufgezeichnet von Gudrun Schmidt. Freiburg 4. Auflage 2020, 255 S., ISBN 978-3451393167.

Gerade in der aktuellen Corona-Krisen-Epoche präsentieren diese von Gudrun Schmidt (geboren 1941 in Glatz) aufgezeichneten Lebenserinnerungen des „Flüchtlingskindes, Kirchenführers im Sozialismus und Identifikationsfigur frommer Katholiken sowie angefeindete Projektionsfläche“ mit 22 farbigen Bildern im Anhang eine der „schillerndsten Personen der jüngsten Kirchengeschichte“ in Deutschland. Wie der Kölner Msgr. Markus Bosbach in seinem Vorwort betont, finden sich dazu „Aspekte, die den Menschen, Priester, Bischof und Kardinal Joachim Meisner von einer ganz neuen Seite her erschließen“. Neben dem Vor- und Nachwort der Bearbeiterin umfasst das Buch sechs Hauptkapitel von der „Kindheit“ bis zu den „Großereignissen als Höhepunkt“.

Der als zweiter von vier Söhnen im schlesischen Lissa bei Breslau am 25. Dezember 1933 geborene Joachim Meisner wuchs zunächst unter der Haushälterin Tante Agnes und dem Vater als Konvertiten in frohen Zeiten auf, bis 1939 seine „Schulzeit“ als „Leben im Krieg“ begann. Der Zweite Weltkrieg (1939-1945) veranlasste dann seine Familie im Jahre 1944 über Liegnitz auf Bauernhöfen und in konfessioneller Not u. a. mit Tante Anna zusammen zu überleben. Gegen Kriegsende und nach der Flucht aus Schlesien ins thüringische Körner orientiert der junge Joachim Meisner sich schon nach Köln und absolvierte noch erst eine Banklehre. Dann begann er unter schwierigen Umständen die strenge priesterliche Ausbildung im Norbertus-Werk in Magdeburg. Mit „einem straffen Lernprogramm“ wurde er von dem aus dem Rheinland stammenden Pfarrer Herbert Böttcher gefördert, bevor er im März 1957 sein Theologie-Studium in Erfurt begann und von „Müttern“ aus der Gemeinde Hundeshagen im Eichsfeld sowie Im Pastoralseminar Neuzelle auf dem Weg zum Priesteramt gefördert wurde. Am 21. Dezember 1962 zum Priester geweiht, erlebt er seine „ersten pastoralen Erfahrungen“ in Heiligenstadt mit sonntags vier Gottesdiensten, feierlichen Prozessionen und eigener Wohnung.

Dann wurde Meisner 1966 Kaplan in Erfurt und bald schon Rektor der Diözese-Caritas und begann unter

den besonderen Umständen bis 1975 mit dem Studium des Lizentiats und Doktorats. Im gleichen Jahr am Samstag vor Pfingsten wurde er nach Weiheexerzitien mit Hans Urs von Balthasar Weihbischof von Erfurt und anschließend von Papst Paul VI. empfangen. Zuständig wurde er dann u. a. für das schwierigste katholische Dekanat Rhön, das im Sperr- bzw. Zonenrandgebiet lag.

Dort erreicht ihn am zweiten Ostertag des Jahre 1980 früh ein Anruf aus Berlin, um Nachfolger von Kardinal Bengsch in der geteilten deutschen Hauptstadt Berlin zu werden, was ein besonders komplexes und schwieriges Bischofsamt war, bis hin zu den „geheimen Priesterweihen“ und seiner „gefährlichen Vermittlerrolle“ sowie der „Not der Priester im Ostblock“. Als Vorsitzender der Berliner Bischofskonferenz und Kardinal seit 1983 wirkte Kardinal Meisner besonders in der „Zeit der Wende“ bis nach einem „Frühstück beim Heiligen Vaters Johannes Paul II. 1988“, wobei die Einzelheiten seines bevorstehenden Wechsels von Berlin nach Köln in Einzelheiten besprochen wurden, u. a. dass an Tagen vor dem Weihnachtsfest, der „Wechsel nach Köln nicht so hohe Wellen schlagen würde“ (S. 193). Auch wenn Meisner „das Weggehen von Berlin schwergefallen ist“, war es doch ein Zeichen für die anstehende Wiedervereinigung.

Mit zwei verbundenen Ordensschwestern als Haushälterinnen und der guten schlesischen Küche wurde Meisner am ersten Fastensonntag 1989 eingeführt und erhielt während seiner Predigt sogar mehrmals Beifall, zumal er sich aus der Politik heraushalten wollte. Doch viele Konflikte und Probleme waren zu bearbeiten vom zunehmenden Priestermangel bis zu den Konflikten um die Schwangerschaftsberatung. Zu den „Großereignissen als Höhepunkte seiner Amtszeit“ gehörten u. a. die Domwallfahrt zum 750-jährigen Jubiläum des Kölner Domes (1998) und der Weltjugendtag (2005) mit Besuch in der Synagoge sowie der Eucharistische Kongress (2013).

So schließt die Biographin ihr Nachwort mit der bezeichnenden Feststellung: „Kurze Zeit, nachdem er das fertige Manuskript gelesen und für gut befunden hatte, rief Gott ihn heim“, denn Kardinal Meisner starb in seinem Urlaubsort Bad Füssingen beim Morgengete am 5. Juli 2017.

Mit diesen gut gegliederten und interessanten „Lebenserinnerungen“ ist dem Berliner und Kölner Erzbischof Joachim Kardinal Meisner ein fundiertes und gut lesbares Denkmal gesetzt sowie überzeugendes Lebensbild gerade auch in der aktuellen Krisen-Epoche gewidmet worden.

Reimund Haas

Auf ein Wort

NACH DEM STURM

abgebrochene äste

ein niedergestreckter
baum

stumme zeugen

unbeschadet:
die kleine kohlmeise

wurzeln oder flügel
bestimmen
das los

Werner Kallen

*aus: Unter dem Ginkgo. Gedichte.
Edition Toni Pongratz,
Hauzenberg 2020, S. 7,
ISBN 978-3945823132.*

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Spiritual Georg Lauscher, c/o Bischöfliche Akademie,
Leonhardstraße 18-20, 52064 Aachen | Prof. Dr. mult. Klaus
Vellguth, Münsterstraße 319, 52076 Aachen | Prof. Dr. Ralf
Miggelbrink, Pappelweg 12, 34414 Warburg | Pfr. Felix
Evers, Pfarrei Sankt Paulus, Apostel der Völker, Öjendorfer
Weg 10, 22111 Hamburg-Billstedt | PR Jan-Christoph Horn,
Lauenburgstraße 7b, 48147 Münster | Prof. Dr. Dieter Emeis,
Fritz-Berend-Straße 9, 49090 Osnabrück

Beirat: Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7,
52062 Aachen | Dr. Martina Kreidler-Kos, Domhof 12, 49074
Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln |
Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvi-
kariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134
Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und
Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001,
Fax (0221) 1642-7005,
E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104,
50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E